

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Neue Menschen	109
Kritik von Hollstein	124
Die Raupen. Von Otto Julius Bierbaum	128
Teil. Von Robert Walter	129
Der Richter. Von Martin Berndt	131
Die Hügelmühle. Von Karl Häßlerup	138
Effektenhäuser. Von Laden	140

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.— Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
Ist eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Belebung zu
zeitgem. soem Zinsflusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostengünstig.

9—10 Uhr.

Mampes Gute Stube
gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse
Vornehmste Litör-Stube der Reichshauptstadt.
Getraufene Litör- und Gräbbläds-Weine.

Hotel Esplanade
Berlin Hamburg
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
Restaurant im vornehmsten Stil —————
Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
Nollendorfplatz Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 87,
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49



Alle Waffen sind stahlisch geprüft! Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglichster Schussleistung unübertroffene Schusswaffen als Jagd- u. Scheibenangewaffe, automatisch Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Taschinen, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die Deutsche Waffenfabrik George Knorr & Co Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

Japan □□ China Kunstsgegenstände — Sammlerobjekte
Richard Salomonsen
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 43b gegenüber dem Antiktheater.

Aecht **Patzenhofer** Biere
sind in allen besseren Detailgeschäften erhältlich.



Berlin, den 24. Juli 1909

Neue Ära.

Gartenszene.

Wierzehnter Juni 1848. Terrasse des Kritschenschlosses Sanssouci in Potsdam. Herr Otto von Bismarck, Deichhauptmann und Mitglied des Vereinigten Landtages, sieht seit ein paar Tagen grossend im potsdamer Gasthof. Hat in Babelsberg dem Prinzen von Preußen, auf den er, als auf den Förderer „einer kontrarevolutionären Bewegung zur Befreiung des Königs“, hofft, das Leid der Märzerlebnisse geklagt und ein Soldatenlied vorgelesen, dessen letzte Strophe mit den Versen beginnt: „Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte, der schwarze Adler sinkt herab entweicht; hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte, hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Wilhelm weint so heftig wie nur einmal noch vor Bismarcks Auge: in Nölsburg, als der Ministerpräsident sich weigert, an der Fortsetzung des Krieges gegen Österreich mitzuwirken. „Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Und doch war durch feste und kluge Ausnutzung des am achtzehnten Märztag von den Truppen erstrittenen Sieges schon die deutsche Einheit unter preußischer Spitze zu erreichen gewesen. Aber seit dem Umzug in den Farben der Burschenschaft sieht das Volk den König als den Führer der Barricadenkämpfer. Knirschend bedenkt der Deichhauptmann. („Die Weichlichkeit, mit der Friedrich Wilhelm der Vierte unter dem Druck unberufener, vielleicht verrätherischer Rathgeber, gedrängt durch weibliche Thränen, das blutige Ergebnis in Berlin, nachdem es siegreich durchgeführt war, dadurch abgeschlichen wollte, daß er seinen Truppen befahl, auf den gewonnenen Sieg zu verzichten, hat für die weitere Entwicklung unserer Politik zunächst den Schaden einer v.t.“)

säumten Gelegenheit gebracht.“) Er will den schwachen König, der ihn zu sich bitten läßt, drum auch nicht sehen. Giebt dem Leibjäger, der die Einladung bringt, die Antwort mit, Frau von Bismarck sei von zarter Gesundheit und würde sich ängstigen, wenn ihr Mann über die verabredete Frist hinaus wegbleibe. Als dann Edwin Manteuffel kommt und zu rascher Benachrichtigung der Frau einen Feldjäger anbietet, ist eine Absage nicht mehr möglich. Nach Sandouci also; doch die frondende Gemüthsstimmung ist nicht überwunden. Nach Tisch führt Friedrich Wilhelm den Guest auf die Terrasse. „Wie geht es bei Ihnen?“ „Schlecht. Die Stimmung war sehr gut; aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingimpft wird, ist sie schlecht. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt.“ Laut und schroff. Die Königin tritt aus dem Gebüsch und ruft zornig: „Wie können Sie so zu dem König sprechen?“ Der winkt ab. „Läß mich nur, Elise; ich werde schon mit ihm fertig. Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?“ Zunächst die Räumung der Hauptstadt. „Die habe ich nicht gewollt,“ sagt der König; und die Bayerin Elisabeth: „Daran ist der König ganz unschuldig; er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen.“ Der Deichhauptmann wanst nicht. „Ein König muß schlafen können.“ Friedrich Wilhelm erinnert sich, daß die Mutter dieses Trophöpfes keine Jugendgespielin war und daß „Minchens“ Sohn stets tapfer für die Monarchengewalt eingetreten ist. Das harte Wort verhallt und die Majestät sucht sich von der Schuld zu entbürden. „Was wäre denn damit gewonnen, daß ich zugäbe, wie ein Esel gehandelt zu haben? Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten; dazu bedarf ich des Beistandes und thätiger Hingabe, nicht der Kritik.“ Er müßte geduldig warten, bis er auch das formale Recht für sich habe; erst wenn die Nationalversammlung, das Taglöhnerparlament, sich vor allen Blicken ins Unrecht sehe, werde die Stellung des Königs wieder so stark, daß er den Kampf wagen könne. Aus dem Entschuldigungsversuch spricht so gütige Bescheidenheit, daß der Abgeordnete für den Kreis Jerichow den Grimm über den „schwarzrothgoldenen Gedankengang“ vergibt, sich selbst entwaffnet und gern neuer Einladung des fränkelnden Königs nach Sandouci folgt.

Siebzehn Jahrzehnte sind seitdem verstrichen. Die Schlachten von Düppel, Königgrätz, Sedan mit dem Blute deutscher Menschen gewonnen, auf dem Weg zur Weltmacht die Etappen durch die Arbeit deutscher Menschen gesichert worden. Ringsum wurden die Machtgrenzen verrückt. Fast im ganzen Erdkreis herrscht hinter dünner Schranke der Wille der Nation. In Rußland, in der Türkei, in Persien tagen Parlamente; sind zwischen Völkern und Fürsten

Berträge geschlossen worden. Im Deutschen Reich ist verbrieft und besiegt, was dem Deichhauptmann aus Schönhausen „als Ideal vorschwebte: eine monarchische Gewalt, die durch eine unabhängige Landesvertretung so weit kontrolliert wird, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur communi consensu ändern können, bei Offenlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Parlament“. Verbrieft und besiegt. Auch ins Bewußtsein der Nation gedrungen und als die feste Grundmauer ihres Selbstgefühles erkannt? Spricht heute ein Preuße zu seinem König, ein Deutscher zu seinem Kaiser, wie vor sechzig Jahren der Dreifunddreißiger zu Friedrich Wilhelm sprach?

Vierzehnter Juli 1909. Terrasse des Alten Schlosses in Berlin. Seit drei Wochen weiß Altdutschland, daß ein neuer Kanzler zu ernennen ist. Vom Kaiser; nach dem fünfzehnten Artikel der Reichsverfassung. Dieses kaiserliche Reservatrecht soll und kann die Nation nicht hindern, ihrem Wünschen und Wollen deutlichen Ausdruck zu geben. Ein guter Kaiser kann nur dankbar sein, wenn ihm von den Volksgenossen gesagt wird: Solchen Mann wollen wir. Er darf (und wird oft wohl) einen Anderen wählen; muß aber staunen und sich im Land Unmündiger wähnen, wenn gar keines Wunsches Echo in sein Ohr flingt. Wilhelm der Zweite hat's erlebt. Als die Entlassung Bismarcks, Caprivi's, Hohenlohes bekannt wurde, rief die selbe Stunde auch den Namen des Nachfolgers aus. Diesmal war lange Frist. Der Reichstag ist versammelt; fühlt aber nicht die Pflicht, den Parteienanzug mit einer klaren Kundgebung seines Willens, seiner Erwartung zu unterbrechen. In der Presse werden sämtliche Papabili (und Solche, die es sein möchten) beschmeichelt und gehächelt; kaum ein Wort, das ausspricht, was ist und sein muß; was zu fordern und worauf zu bestehen ist. Weil der Kaiser ja doch den Mann wählen kann, der ihm paßt? Vielleicht wählt er falsch, wenn aus den Lungen der Vollheit kein Laut zu ihm drang. Und trotz dem fünfzehnten Artikel der Reichsverfassung können Parlament und Presse jedem Kanzler die Geschäftsführung, das Amtsleben unmöglich machen. Nach Acht ist der Kaiser von den vier Regattafesten ins berliner Schloß gekommen. Wer Wochen lang auf dem Wasser gelebt oder im Automobil die Haide durchheit hat, findet das von Schlüter und Cosander gebaute Haus selbst in diesem sonnenlosen Sommer dumpfig. Auf der (von Friedrich Wilhelm dem Vierten angelegten) Terrasse ist frischere Lust. Da soll gefrühstückt werden. Warum nicht auch das Reichsgeschäft erledigt? „Reichskanzler“, wie von Bayreuth, Siegen, Wittenberge zu Friedewald, bevollmächtigten Herren, die Staatssekretäre von Bethmann-Höllweg und

Sydon, Handelsminister Delbrück, Unterstaatssekretär Bermuth, Oberpräsident von Trott zu Solz werden geholt und dürfen mit dem Kaiser, der Marineuniform und weiße Mütze trägt, in dem Terrassengärtchen unter dem Grünen Hut promeniren. Da die Herren Delbrück, Sydon, Trott zu Solz, Bermuth lange warten müssen, werden sie aus der Schloßküche gespeist, aus dem Schloßkeller getränkt; und Herr Delbrück kann Herrn Sydon vom preußischen Handelsministerium, Herr Bermuth Herrn Delbrück vom Reichsamt des Inneren mancherlei Wissenswertes erzählen. Fürst Bülow ist rasch verabschiedet und darf dann noch ein Weilchen mit dem Oberhofmarschall und Hausminister Grafen August Guelenburg wandeln, während Wilhelm mit Herrn von Bethmann auf und ab geht. Aus dem Berliner Tageblatt: „Obwohl der Garten viele versteckte Stellen hat, die von außen her nicht sichtbar sind, promenirte der Kaiser mit Herrn von Bethmann auf Wegen, wo das Publikum die Szene bequem beobachten könnte. Zuerst sprach der Kaiser. Herr von Bethmann, der einen guten Kopf größer ist, schritt neben dem Kaiser her und nickte fortwährend zu dessen Neuerungen. Erst am Schluss nahm er das Wort. Nun suchte der Kaiser, der anscheinend durch die vorangegangenen Gespräche ziemlich erschöpft war, eine schattige Stelle am Eingang zur Laube auf. Ein Flügeladjutant meldete ihm die Herren Delbrück, Sydon, Bermuth, von Trott zu Solz. Die vier Herren kamen in den Garten, der Kaiser drückte ihnen die Hände und legte dem Oberpräsidenten von Trott zu Solz die Hand auf die Schulter. Bei der nun folgenden Unterredung führte der Kaiser ununterbrochen das Wort. Er schien erhöht, lüstete mehrmals die Mütze, gestikulierte lebhaft und machte Bewegungen, als ob er die Luft durchschneiden wolle. Die Herren standen an der Laube, die Hände auf den Rücken gelegt, und hörten zu.“ Hier ist der ausführlichere Bericht des Lokalanzeigerß:

„Die Audienzen, in deren Verlauf die Entscheidung über den Kanzlerwechsel fiel, spielten sich nicht in der Abgeschlossenheit der kaiserlichen Arbeitszimmer ab, sondern vor Aller Augen im Schloßgärtchen gegenüber der Burgstraße. Nur ein kleines Häuslein von Menschen wußte Das; und doch konnte man fast jeden Schritt, fast jede Geste, die der Kaiser machte, vom Ufer aus genau beobachten. Es war ein in hohem Grade fesselnder Anblick, der sich hier drei volle Stunden lang dem Beobachter bot. Durch den ständigen Wechsel der Personen und das Temperament, mit dem der Dialog meist geführt wurde, glich es an passendes Bildung einem wuchtigen Bühnendrama. Der Kaiser promenirt schon seit zehn Uhr in dem kleinen, lauschigen Gärtchen un der Kurfürstenbrücke auf und ab. Mit langem, sicherem Schritt durchmischt er sinnend die Wege. Eine Viertelstunde danach erscheint ein Vasai. Bald darauf betritt Fürst von Bülow den Garten; ernst, im schwarzen Rock, den Cylinder in der Hand. Der Kaiser geht ihm entgegen und schüttelt ^{„gut geschäftlich die Hand.“} Neden einander gehen nun Kaiser und Kanzler in lebhaftem Ge-

spräch. G'sweilen ergreift der Kaiser den Arm des scheidenden Kanzlers. Die Unterredung währt etwa zwanzig Minuten. Das dicke Gebüsch entzieht dem Publikum die Abschiedsszene, doch soll sie sich sehr herzlich gestaltet haben. Dann eine Pause: der Kaiser ist wieder allein. Wenige Minuten später erscheint der neue Mann, Herr von Bethmann-Hollweg. Alles bliebt gespannt auf die neue Phase der GartenSzene. Eine herzliche Begrüßung, dann eine Promenade von mehr als drei Viertelstunden. Lebhaft geselligend, spricht der Kaiser zunächst geraume Zeit. Dann vertauschen sich die Rollen: Herr von Bethmann-Hollweg spricht mit temperamentvollen Bewegungen, der Kaiser geht neben ihm her und erwidert gleichfalls in lebhafter Weise. Am Schluß schüttelt der Kaiser dem Staatssekretär lange die Hand und winkt ihm noch freundlich zu, bis seine hohe Gestalt aus dem Garten schwimmt. Wieder eine Pause. Dann nahen drei Herren, die G-jahnden und Bundesratsbevollmächtigten der anderen drei deutschen Fürstentümern. Der Kaiser führt die Unterhaltung. Das Gespräch währt fast eine Stunde. Nach ihnen erscheinen Staatssekretär Sydow-Minister Delbrück, Unterstaatssekretär Wermuth und Oberpräsident von Trott zu Solz. Die Unterredung, die eine knappe halbe Stunde in Anspruch nahm, wird vom Kaiser mit noch größerem Temperamente geführt als die vorangegangenen. Zugwischen sammelt sich die Menge in der Burgstraße zu großen Scharen an. Die Polizei zeigt sich außerordentlich duldsam, so daß die Augenzeugen des eigenartigen Schauspiels auf ihre Kosten kommen. Um Punkt ein Uhr verläßt der Kaiser nach den Ministern den Garten. Die Bewegungen der bedeutenden Unterredungen slüßen aufeinander. Und im Gartenzelt wird von rasch herbeitrabenden Lakaien dem Kaiser und der Kaiserin das Frühstück serviert.

Die Entlassung eines Kanzlers, die Ernennung seines Nachfolgers, zweier Staatsminister, zweier Staatssekretäre im Garten, neben dem gedekten Frühstückstisch, vor dem neugierigen Blick lungernder Gaffer und Börflianer: Das ward noch nicht gesehen. Nirgends. Die Szene im Garten der Frau Marthe Schwertlein verblaßt daneben in ihrer Kleinbürgertlichkeit. Bismarck wurde in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden zweimal aufgefordert, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Dem Grafen Caprivi bestätigte der Kaiser, der dazu für ein paar Minuten aus dem Frühstückszimmer kam, daß er gehen könne. Chlodwig Hohenlohe hatte nach der Annahme des Zweiten Flottengesetzes aus Homburg eine Depesche erhalten, in der stand: „Du kannst auf das Ergebniß stolz sein. Bürgerliches Gesetzbuch und zwei Flottenvorlagen: zwei so wichtige Maßregeln für die innere und äußere Entwicklung unseres Vaterlandes sind noch von keinem Kanzler je gegengezeichnet worden. Wilhelm, I. R.“ Drei Monate danach ging ihm die Sonne unter. Er war gegen das Kostümfest auf der Saalburg, für das Wilhelm die Tracht des Caesar Augustus antragen wollte, und fühlte (hörte dann auch von Holstein bestätigt), daß der Kaiser einen Kanzlerwechsel wünsche. Fährt nach Homburg, giebt Herrn von Eichrichsky sein Abschiedsgesuch, merkt in der Audienz, daß der Kaiser es schon erwartet hatte („daß es also die höchste Zeit war, damit loszugehen“), und hört gleich auch den Namen des Nachfolgers: Bülow, „der jedenfalls im Augenblick der

Beste ist". Die neuste Staatsaktion hat sich im Garten vor hundert Augen abgespielt. Ein Mann bismärkischer Wesenart oder der Offizier, den Michel Montaigne schon für das Amt des Wahrheitkünders an Königshöfen erwünschte, hätte von so wunderlicher Dummheit abgerathen. Hätte dem Kaiser gesagt: „Das kann nicht gut wirken. Solche Schaustellung nimmt den Dingen den Nimbus, den sie im Massenempfinden bewahren mühten. Die Leute dachten sich das Ceremoniale der Ernennung und Entlassung ganz anders. Meinten, der Kandidat habe über seine Absichten und Pläne zunächst mal Eurer Majestät Vortrag zu halten und die Entscheidung fasse erst, wenn danach der Kanzler und Ministerpräsident gehört ist. Jetzt? Vier Mann in achtundzwanzig Minuten erledigt; vier Mann, die seit Wochen, seit Monaten nicht vor dem König standen und nun kaum zum Wort kommen. Der Zuschauer sieht, sie lauschen, lächeln, den Rücken krümmen. Hört dann die Scherze, die von der Lippe des Herrn fielen. Der Kultusminister habe die elligste Arbeit und müsse Leuten von allerlei Couleur den Daumen aufs Auge halten. Für den neuen Schatzsekretär habe der alte vorgesorgt und Vermuth brauche das von Sydow zusammengekraute Geld nur auszugeben. Ahnliche Spühe, deren Wirkung der Spreepantomimus sichtbar werden lässt. Einem Volk, das wieder mal von einer Weltwende träumen wollte und nun um eine Illusion ärmer ist. Daheim und draußen giebt's wieder Gelächel, Gezischel: „Solchen Einfall konnte nur Wilhelm haben. Der ist offenbar wieder ganz obenauf.“ War Das nöthig?

Selthamer Zustand. Warum blieb der Kaiser nicht, wie der greise Franz Joseph während der Doppelkrise, in der Reichshauptstadt, hörte die Häupter des Bundesrates, dann die Heydebrand, Hertling, Beditz, Bassermann, Biemer selbst und errechnete danach aus der Summe des Möglichen das Nothwendige? Weil er noch immer hoffte, sich seinen Bernhard erhalten zu können, von dem er so ungern, nur unter dem Druck eines Zwanges, schied? Vor und nach dem Terrassfrühstück las mans. Doch der Abgang des vierten Kanzlers war seit Monaten sicher und der fünfte im leichten Maßdrittel schon designirt.

Bülow.

Fürst Bülow wußte davon nichts; sagte noch am zwölften Julitag, die Entscheidung schwanke zwischen Wedel (der einer Hofpartei, nicht des Kaisers Kandidat war) und Bethmann, und nannte, je nach der Farbe des Gesprächspartners, einen der Beiden als von ihm empfohlenen Mann. Er wollte nicht sehen; nicht gewarnt sein. „Wir dürfen den Chef jetzt nicht noch mehr beunruhigen, sondern müssen ihm die Nerven stärken, damit er durchhält.“ Das

gelang. Die Konservativen, dachte der Kanzler, fallen schließlich doch um, retten mit wenigstens die erweiterte Erbschaftsteuer; und S. M. hat mir die Novembermanöver längst verziehen. War wie ein aus den Wolken Gefallener, als es anders kam. Und konnte den Schmerz, nun doch auf die Wonnen der Macht verzichten zu müssen, nur durch die stärksten Narcolesta noch betäuben.

Schläge den am Boden Liegenden nicht, mahnt ein russisches Sprichwort. Die trautigen Panegyriker, die für empfangene Gastfreundschaft mit Lobliedern quittiren, sollen mich nicht zu hitzigem Angriff auf den Mann von gestern verleiten. Requiescat; so lange er nicht die Abwehr herausfordert, mag er Ruhe haben. Nur das Röthigste muß noch einmal gesagt werden. Daß Bülow ging, ist kein Unglück fürs Deutsche Reich. Auch im Oktober 1900 war er nicht, wie Chlodwig in sein Tagebuch schrieb, „der im Augenblick jedenfalls Beste“. Ein guter Botschafter; kaum ein Staatssekretär. Für das Kanzleramt war er zu schwach, zu weich, zu unselbstständig; Schöpferkraft und Gebieterwille, Fähigkeit zur Synthese und spezifisches Eigengewicht fehlten ihm immer. Ein leidlich besessener, kultivirter, beredter Herr von signorialem Haltung und ohne jegliches Vorurtheil. Im Inneren hat er Manches Nützliche geleistet. (Die Betriebsamen, die ihn jetzt als den Schüber von Handel und Verkehr anhimmeln, vergessen freilich, daß er den von ihnen so laut bezetzerten Zolltarif geschaffen und daß als ruinös verschriene Wörsengesetz erst im achten Jahr seiner Kanzlerschaft, auf Befehl des Kaisers, geändert hat.) An internationalem Geltung hat Deutschland in den Jahren von 1900 bis 1909 mehr verloren, als der grämlichste Schwarzscher gefürchtet hatte. Alle unwägbare Macht. Nur der eherne Hall unserer Waffen fand noch Gehör. Wir mußten uns zum Krieg entschlossen zeigen, um neben dem desorganisierten Russland, dem sozial zerrütteten Frankreich gleichberechtigt zu erscheinen. In acht Jahren nicht ein einziger münzbarer Erfolg. Im neunten Jahr die Wiederherstellung des Ansehens. Die Balkancampagne hat Fürst Bülow gut geführt. Hätte er sie gewagt, wenn er nicht von dem zähen Ungestüm Holsteins, der die Möglichkeit der Rehabilitirung früh erkannte, von Schritt zu Schritt gedrängt worden wäre? Den Widerstand des Kaisers, der in Russland nicht neuen Gross aufkommen lassen wollte, mit selbst gefundenen Gründen zu überwinden vermocht? War eine Heldenleistung nötig, um, mit vier Millionen Soldaten hinter sich und im Bunde mit dem Oesterreich Franz Ferdinands, Aehrenthal & Conrads von Hözendorf, durchzusehen, daß Habsburg-Lothringen fortan souverain über zwei ihm seit dreißig Jahren zugesprochene Balkanprovinzen herrsche? Und ist mit dem ringsum verbreiteten Glauben, Oesterreich-Ungarn sei in Mitteleuropa jetzt

die Vormacht und Wien wieder wichtiger als Berlin, die Prestigemehrung nicht rechttheuer bezahlt? Die Habsburger mögen den Spender so lange vermissten, nur in den stolzesten Träumen noch erhofften Glanzes preisen. In Deutschland durfte der freundlichste Beurtheiler nur sagen, der Kanzler habe die Gelegenheit zur Reparatur seiner ärtesten Fehler nicht verpaßt. Immerhin etwas. Fürst Bülow war durch Schaden flug geworden, wußte endlich, womit man Europa imponirt, und konnte auch in der Auswärtigen Politik vielleicht nun Werthvolles wirken. Doch er war nicht mehr der Mann des kaiserlichen Vertrauens; und er hatte sich an den Hymnen, die ihn umbrausten, bis zu völliger Blindheit berauscht. Er konnte nicht Wilhelm Kanzler bleiben.

Dieser Kanzler hat uns viel gekostet. Draußen und drinnen. Miquel, Posadowsky, Bodbielski hat er weggedrängt. Und auf keinem Gebiet einen Neuen von Hoffnung weckender Kraft gefunden. Acht Botschafter; und nicht einer, dem der Scheidende die Fähigkeit zur Leitung des internationalen Geschäftes zutraute. Ein großer Aufwand von Rednerei; und nicht ein produktiver Gedanke, auch nur ein im Volksgemüth haftendes Wort. Dabei in der letzten Zeit von dem unheilvollen Wahn welthistorischer Größe umfangen. Immer wieder zählte er auf, was er gehabt und welchen Nachruhm er dafür von der Geschichte zu erwarten habe. Weil er sich behend um die Gunst aller Meinungsmacher bemüht, Künstler und Bankiers, Professoren und Zeitungsschreiber als ein liebenswürdiger Menschenfischer eingefangen und die Danklieder der gierig den Höder Beschämenden geschrägt hatte, glaubte er sich im Genieland gezeugt. Er wollte gerecht sein und sich nicht überheben. Glitt, eingehüllt in gefälligen Wahn, allgemach aber in ein Heldenbewußtsein. Auch in die Form einer fast königlichen Existenz. Der Bundesrat sah ihn kaum noch. Staatsminister lasen staunend, sie seien von dem vorstehenden Kollegen „in Audienz empfangen worden“. Das mit Museumsbildern geschmückte Kanzlerhaus sollte mindestens ein Ferrara sein. Jedem wichtigen Gast wurde der Trank freudenzt, nach dem seine Zunge lechzte; und jeder schnalzte noch selig, selbst wenn er erfuhr, daß irgendein Dupzendjournalist den selben guten Tropfen bekommen habe. Der Hausherr konnte sich, je nach Bedarf, als strammen Preußen oder als skeptischen Weltbürger geben; den Segen borussischer Zucht rühmen und die „militärische Bornertheit“ bespötteln; den Grafen Mirbach und Herrn von Schwabach, den Katholiken Spahn und den Protestant Harnack charmiren. Eine allerliebstie (nur im Kreis der Berufsgenossen unwirkame) Kunst der Menschenbehandlung, die sich am Ende unwiderstehlich dünkt. Und doch gerade da versagt, wo es ums Leben geht. Versagen muß, weil die innere Sicherheit geschwunden ist. Seit dem siebenzehnten Novembermittag.

Der Kaiser war lang und kühl, jedem Versuch intimter Aussprache unnahbar; mit einem Blick, der hinter Schleiern zu fragen scheint: „Woher nimmst Du, der sich den Manager meines Genies genannt und mir ins Angesicht hundert-mal die hohe Weisheit meiner persönlichen Politik gepriesen hat, heute den dreisten Muth, mir mit Revisionen zu kommen?“ Ein Starker hätte nach dieser Stunde nur noch getrachtet, würdig zu fallen. Ein Schwächer, der mit dem Amt auch die Geltung verlor, mußte Alles an die Wahrung des Machtheimes setzen. Bülow hatte gehan. Wilhelms Gnade zurückzugewinnen: dieser Wunsch ward nun das Leitmotiv seines Handelns. Mußte er fallen, dann wollte er wenigstens nicht als ein vom Auge der Majestät Verbannter gehen. Hoffte aber noch, sich halten zu können. Während der Krisis hatte die Kaiserin, die sich in dieser schweren Zeit als eine tapfere und tüchtige Chegesährtin bewährte, ihn geschirmt. Deren empfindliches, heftiges Protestantengefühl würde sich von ihm wenden, wenn er wieder mit dem Centrum anbandelte. Das darf er also nicht. (Erst in extremeris hat er auch diese Möglichkeit erwogen.) Was bleibt? Die Kombination kaiserlicher Gunst mit der Hesle des Volksmannes. Jede Höflichkeit des Kaisers wurde affichirt, jedem Gerücht von fortdauernder Bestimmung laut widersprochen; und mit nicht geringerem Eifer um den Verfall der Liberalen geworben. Die Gegner hatten sich gesagt: Wer als Verfechter neuer Steuern fällt, weckt nicht, wie ein Achilleus, unendliche Sehnsucht. Frohlockt nicht zu früh! Die Besteuerung des Witwen- und Waisenerbes wird zum Schibboleth der für die Freiheit Erglühenden. Zwar haben Bülow und Rheinbaben, die Liberalen Paasche, Eugen Richter und Wiemer gegen diese Steuer gesprochen, für die noch am Schluh der Ersten Lesung in der Finanzkommission von achtundzwanzig Stimmen nur sechs (Sozialdemokraten und einzelne Freisinnige) aufzutreiben waren. Thut nichts. Man schreit und schreibt: „Die Junker wollen nicht zahlen; wollen im Bund mit den römischen Pfaffen wieder das Reich unterjochen; und der Kanzler geht, weil er solche Schmach nicht im Amt überleben kann.“ Darf er dennoch bleiben, so knüpft er im Herbst die abgerissenen Hädchen haut wieder an. Darf er nicht, so wird er in Huld, als ein treuer Diener, mit Bedauern und Brillantenadler entlassen und draußen mit dem Lorber gekrönt, der dem Märtyrer seiner Überzeugung ziemt.

In einem Antlitz, dem der Tod naht, werden die Wesenzüge (seit dem Prognostikon des Hippocrates weiß man) klarer erkennbar. Wie sah Fürst Bülow in den letzten Tagen seines Amtlebens aus? Er lächelte; und Alle merkten doch, wie grausam des Scheidens Bein in ihm wühle. Er sagte täglich, daß er nie nach einem guten Abgang gelangt habe; und hatte ihn doch imbrünstig erfleht und mit allen Taktiken zu erwirken gestrebt. Er entzog

sich schmollend der Pflicht, im Reichstag sich Herrn von Heydebrand zu mustiger Männerfehde zu stellen: und schalt in einer Interview, die er Herren Helic von Eckardt, dem gescheiten und feinen Chefredakteur des Hamburgischen Korrespondenten, gewährte, den nach dem Schluss der Session fast Wehrlosen der Lüge und Fehleiche. Hatte der Berger den sonst so kalt Rechnenden um alles Augenmaß gebracht, daß er nicht merkte, als welche häfliche Handlung diese Interview im Gedächtniß fortleben müsse? Die alten Geschichten, die seit Wochen die Abnehmer liberaler Blätter langweilten. Weltuntergang, weil eine Talonsteuer eingeführt wird (von je tausend Mark ist eine zu zahlen; die Hypothekenbanken, die allenfalls Grund zur Klage hätten, werden sich zu helfen wissen) und Effekten und Check's, im Einverständniß mit den Direktoren zweier Berliner Großbanken, herangezogen werden. Die Konservativen haben dem Centrum „Handlangerdienste geleistet“, das Reichstag gewählrecht bedroht, „Wasser auf die Mühlen der sozialdemokratischen Agitation geleitet“, „mit den Interessen der Monarchie und des Landes ein frivoles Spiel getrieben“. Weil sie erstens die Tributpflicht der Witwen und Waisen, zweitens den Patriotismus und die Bündnissfähigkeit der Centrumspartei heute noch so beurtheilen, wie Bülow selbst sie bis ans Ende des Jahres 1906 beurtheilt hat. „Das Zusammengehen der Konservativen mit den Polen muß auch die Deutschen in den Ostmarken desorganisiren.“ Die Konservativen mußten also zu der Polenfraktion sprechen: „Ihr wollt dem Deutschen Reich, dem der König von Preußen präsidirt, eine halbe Milliarde aus jährlich zu zahlenden Steuern bewilligen? Wenn Ihr nicht thätet, wäre Ihr Reichsfeinde. Wollt Ihr aber thun, dann dürfen wir nicht mitmachen. Unter keinen Umständen. Sonst müßte der Kanzler gehen. Der kann zwar mit den Freisinnigen regieren, die sein Polengesetz abgelehnt, mit uns, die es angenommen haben, aber nur, wenn wir Euch hindern, mit in der Mehrheit zu sein, die dem Reich neue Steuern bewilligt.“ Die Centrumsmänner haben dem Fürsten „ein Bein gestellt“, die Konservativen ihn zum Rücktritt gezwungen. Ihn, der die Sozialdemokraten, Polen, Welfen ins Mausloch gefagt hat! Man glaubt, einen wütenden Knaben zu hören, der von dem Alltag politischer Arbeit nichts ahnt. Ist denn ein ruchloses Verbrechen, einen Minister zu stürzen, dessen Politik der Mehrheit des Parlamentes mißfällt? Das ist nicht nur das gute, überall anerkannte Recht: ist sogar die höchste Pflicht einer Partei, der das Programm mehr gilt als ein Papierzeichen. Fürst Bülow wollte wichtige Wünsche des Liberalismus erfüllen (so sagt er jetzt; gethan hat er's in den neun Jahren seiner Kanzlerschaft nicht): die Parteien, die es nicht wollten, nicht wollen konnten, haben sich gegen solche Absicht verbündet. Das war zu erwarten. Wozu das Gegrein? Wozu der Ver-

sich, die Parteien, mit denen der Nachfolger arbeiten muß, schnell noch im Land zu verschreien? Darf ein Mann, der gestern noch aus allen Poren Patriotismus schwitzte, heute, da es mit seiner Herrlichkeit aus ist, die Geschäftsführung erschweren? Einer, der mit Centrum und Konservativen Gezeuge aller Sorten gemacht und die Katholikenpartei mehr als je ein Anderer gehätschelt hat, wie über Hochverrath gestern, weil preußische Grundbesitzer sich mit dem Centrum über Steuern verständigt haben? So stark wie in dem Fürsten Bernhard von Bülow, der sicher resolut ungläubig ist, mit den Gottlosen am Liebsten plaudert und sein Eheglück päpstlichem Dispens dankt, wird der lutherische Geist in den Junkern der preußischen Ostprovinzen am Ende auch noch sein. Si facisset! Ins Kanzlerhaus gehörte solche Interview jedenfalls nicht.

Die facies hippocratica zeigt noch andere Züge. Jedes Lobgesprächlein, jede Beileidsphrase wurde an die Reichshäulen geslebt. Doch einmal arbeitete der Apparat mit der alten Zuverlässigkeit. „Der Kaiser war so herzlich. Hat ihn umarmt. Ist so betrübt. Kann sich in die Trennung kaum finden. Morgen kommt er noch einmal zum Diner. Und aus allen Theilen des Reiches treffen täglich . . .“ Morgens, mittags, abends. Die Absahrtstunde wurde so lange ausgetutet, so laut um „spontane Abschiedshuldigung“ gebeten, daß man Müllied befam. Sonntag vor der Hauptmahlzeit: da hätten sich in den durch das Aufgebot der Schuhmannschaft kennlichen Straßen auch ohne den Ankündigungslärm ein paar Hundert Menschen geschaart. Daß die Schilderung des Volksseelenschmerzes und der Perroncour dann nicht mit dem gehörigen Pomp auf die erste Seite der Montagblätter kam, war durch den Unfall verschuldet, der ein Radrennen unterbrach. Von den Blaublütigen und den Schwarzküttigen angezettelt? Sicher ein verrätherisches Stimmungssymbol. Der arme Herr Gerhart Hauptmann hatte in einer (zu unhöflich belächten) Depesche eben den „allgemeinen Schmerz des deutschen Volkes“ und „die bittere Größe des Augenblicks in wahrer Ergebenheit und tiefer Verehrung“ konstatiert. Die großen Zeitungsmacher kannten ihre Leute besser. Die sechs Toten der Radrennbahn, dachten sie, interessiren mehr als der Auszug des Kanzlers. Für Clemenceau hätten sie, wenn er zwei Tage früher gefallen wäre, vorn ein Plätzchen freigemacht. Bülow kam auf die lezte Seite. Wie kindisch war all das Mädeln, wie würdelos der Versuch, einen Mann, der, mit seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit, dem Volksempfinden stets fremd geblieben war, als Nationalheld aufzubahren! Dem Kaiser brichts beinahe das Herz; die Armee möchte Flor um die Feldzeichen winden; das Bürgerthum kanns nicht fassen; die Häupter der Bundesstaaten sind vom Schreck fast gelähmt; den Gegnern aus dem letzten Treffen sogar ist das Weh anzumerken. So dröhnte es Tage lang. Und warum, Ihr ver-

plärrtes Gesinde, geht der Unermehrliche dann? Warum bleibt er nicht, da alle Herzen es, nur die der schwärzesten Reichsfeinde nicht, inbrünstig erschnen? War dieser Verlust dem Deutschen Reich nicht zu ersparen?

Ein Wörtchen hätte genügt. Das einstilige Wort „Nein“ aus dem Munde des Kaisers. „Nein, Bernhard, ich lasse Dich nicht fort. Du bist wieder gut auf den Beinen und Parlamentsherrschaft, die einen Minister stürzen kann, haben wir, Gott sei Dank, nicht. Keine Rede von Abschied! Du machst die Finanzreform so gut, wie es mit der Sippschaft möglich ist (ich werde den Brüdern mal selbst was ins Ohr sagen), und wir arbeiten weiter zusammen. Ganz vernünftig zwar, daß Du Deine Matraze schon gestopft hast; aber einstweilen kommtst Du nicht zum Liegen. Noch lange nicht. Keine Wiederholung des Gesuches! Wird dringend verbeten. Die Pinasse wartet. Wir wollen zu Menier rüber.“ Glaubt einer, daß der Kanzler, der mit solchen Bescheid aus Kiel heimgelebt wäre, nicht eine ihm bequeme Mehrheit geheuerthätte? Der Kaiser hat diesmal nicht Nein gesagt. Nur darauf kam's an. Was daneben an Huld gespendet wurde, ist für den Empfänger gewiß wertvoll; doch hört auch er wohl von Allem nur das Ja. Wer ohne äußeren Zwang die Lösung eines Vertrages gewährt, hat sie gewünscht; und seine Häufung gedrechselter Wortwaare kann diesen Wunsch dem wachen Auge bergen. Die Litanei wird nachgerade langweilig. Daß ein charmanter Fürst und Reichskanzler, der mit Komplimenten nicht knauert und sich um wichtige Leute so hartnäckig bemüht wie eine Dame um Schausstücke für ihren jour fixe, Anhang hat, ist natürlich. Menschlich, daß ihm schwer wird, von der höchsten Machtpiipe zu scheiden und, eingestern Umdieneter, morgen ins Gewimmel der Gleichgültigen hinabzufinden. Und hübsch, daß die Journalisten, denen sein emsigstes Werben galt, ihre Dankbarkeit in Leitern ergießen. Doch die Staatsaktion darf nicht zur Burleske werden. Mögen die Männer, die Jahre lang den Kanzler schalten und seine Entlassung herbeisehnten, ihm jetzt die schönsten Worte telegraphiren: was war und was ist, läßt sich nicht unter Guerlanden ersticken. Wilhelm wollte und mußte sich von Bülow trennen; weil er fand, daß der Kanzler ihm im November 1908 schlecht gedient habe. Das wuhnten im Bundesrat und im Reichstag die Stimmführer; ungemein präzise Aussprüche wurden herumgetragen. Der Kaiser bewahrte dem Duzgünstling ein freundliches Gefühl und war entschlossen, ihn nicht, wie einen zu Strafenden, wegzustöben; entschlossen aber auch, den Strauchelnden nicht zu halten. Vor der Weihnacht schrieb ich an Holstein: „Bülow wird über die Finanzreform stolpern und S. M. wird ihn sanft fallen lassen.“ Das war ohne Prophetengabe vorauszusehen. War der Kluge, wider Erwarten, flug genug, nicht flug zu sein? Oder ist seine zum ersten Mal un-

zulängliche Taktik aus der Unvereinbarkeit der Vorsorge für den Erfolg und für den guten Abgang zu erklären? Er spricht: „Ich werde niemals gegen die Liberalen regieren.“ Und ist von dieser Stunde an verloren. Die Liberalen tölpeln in jede Falle. Drängt sie in eine Absage an die werdende Mehrheit: und der Kanzler muß den Abschied erbitten. Die Konservativen haben ihn gestürzt? Nur die Gelegenheit gemacht. Centrum und Polen? Wilhelm der Zweite, der sich gewiß als Protestanten und Deutschen fühlt, hat ihnen Lusten lang besondere Gunst geschenkt und ihre Führer noch im Sarg mit Ehren behäuft. Fürst Bülow ist gegangen, weil Kaiser und Bundesrat ihn nicht länger halten wollten. Und weil sein System der Preßpolitik und Charaktermaßgabe nicht mehr wirkte, seit ihm der Nimbus allerhöchsten Vertrauens fehlte.

Ein Berufsgenosse, ein Freund hat von ihm gesagt: „Der arme Bülow glaubt, um ein guter Diplomat zu sein, müsse man zum Schelmen werden.“ So schlimm war sein Glaube wohl nicht. Er fühlte, daß er im Großen nichts erreichen könne, und sing es drum im Kleinen an. Da ging's. Unter Schlägen noch der Schlauste sein, scheue Edelfische tödern, Verschmitzte an der Nase herumführen: ein Sportvergnügen. Er war neun Jahre Kanzler. Ist Fürst, Ritter der höchsten Orden, Millionär geworden, hat das Lob täglich aus übervollen Schalen gelöffelt; ist des Mitleids also nicht bedürftig. Sind um Balfour und Witte, Koerber und Clemenceau Thränen geflossen? Rimmt Fürst Bülow Schöpfergedanken mit, die er nicht mehr auszuführen vermochte? Eine Prämie Dem, der nur einen ans Licht bringt. Bucht also lieber nicht unerschöpflichen Verlust. Ein ungewöhnlich begabter, unterhaltsamer, von des Schicksals Gunstfülle begnadeter Herr. Grübt und eht ihn, wenn Gefühl dazu drängt. Doch vergeht nicht ganz, wie oft Ihr ihn, Alle, verwünscht habt; wie oft er für wesentlich hielt, was nur Schein war; wie selten er hinter den Wortbüchsen den Kern der Dinge sah. Ist Deutschlands Lage bequem, weil Kanzler und Offizielle die Gefahr wegzuplaudern streben? Sind Sozialdemokraten und Welsen minder mächtig, weil eine unwahrhaftige und unhaltbare Sozietät ihnen im Reichshaus Sitz entzogen hat? Gebt uns den Geschmeidigen nicht für einen Großen, den Tüncher und nicht für einen Baumeister. Nach Caprivi und Hohenlohe in Brillantfeuer zu glänzen, war leicht. Aber: neun Jahre Kanzler! Was war da zu schaffen! Und wo liegen Bülows Reiche?

Chassé Croisé.

Nach der Rhetorenfrage eine, die uns auf die Nügel brennt: Ist der fünfte Kanzler ein Mann raschen Entschlusses und tapfer ausharrenden Willens? Nur mit solchen Qualitäten kann er dem Reich nützen. Alles Andere ist Nebensache; alles Brunkens mit Geistreichthum von Nebel. Aus einem Feuille-

tonisten wird nie ein Regizer. Den aber brauchen wir wie das liebe Brot. Einen Wuchtigen nach dem Zierlichen. Nach dem glatten Kosmopoliten einen deutschen Kerl, der etwas will, bei der Stange bleibt und sich von seinem Satanas einschüchtern läßt. Selten sichtbar; wenn er zu den Landesleuten spricht, muß es Ereigniß werden. Daz er kein plumper Kümmer sein darf, versteht sich. Herr von Bethmann ist fast unbekannt. Seit er, um neben Posadowsky nicht allzu arm zu scheinen, steifen Stoff mit allerlei hübschen Floskeln bestickt und mit darwinischer Ethik aufgepolstert hat, zwängt ihn die Schreibergenüft in die Schablone: „Philosophischer Kopf“. Dummes Zeug. Wenn Herr Krause seine Hedwig verheirathet, sucht er für die Hochzeitrede was Apartes zusammen; wenn ein fluger preußischer Minister das heisse Thema des Landtagswahlrechtes erörtern muß, hilft er sich mit den (vor dem Auge der Abgeordneten noch in Zugendglanz funkeln) Begriffen der Evolution und Selektion. Das beweist nichts. Und Herr von Bethmann soll nicht Privatdozent oder Professor sein, sondern Kanzler des Deutschen Reiches. Was er kann, hat er noch nie zu zeigen vermocht: er war kaum irgendwo warm geworden, so kam schon die Beförderung ins Höhere. Gewiß keiner der „Bethmänner“, die Bismarck hatte; Dem unähnlich, über den der schroffe Schönhauser 1854 an Gerlach schrieb: „Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann-Hollweg! Verlegte Eitelkeit, äußerliche flache Ambition sind seine tiefsten Motive.“ Von Kopf zu Fuß unähnlich. Ernst Menschen rühmen seine anständige Gesinnung und die innere Einheit seines Wesens; sind sicher, daß er sich nie zu unwürdigem Handeln erniedern noch als Gauklerparadiren werde; trauen ihm auch den Muth zu, den weiten Amtsbereich in stetiger Arbeit zu erobern, statt als ein von Wirtschaftlichen Geheimen Räthen gelenkter Titularherr drin zu thronen. Leicht hat er's nicht. Wir müssen geduldig sein. Ist er Staatsmann, so läßt er uns lange warten.

Herr von Bethmann war seit dem Jahr 1900: Oberpräsident von Brandenburg, Minister des Inneren in Preußen, Staatssekretär im Reichsamt des Inneren; und ist nun Kanzler. In der selben Zeit war Herr Delbrück: Oberbürgermeister von Danzig, Oberpräsident von Westpreußen, Minister für Handel und Gewerbe; und ist nun Staatssekretär im Reichsamt des Inneren. Herr Sydow kam aus dem Reichspostamt ins Reichsschahamt und zieht jetzt ins Handelsministerium. Eine wunderliche Sitte. Herrn Holle hat sie die Gesundheit gekostet. Der wurde aus dem Unterstaatssekretariat des Verkehrsministeriums auf den Stuhl des Herrn Stadt geholt, wollte sich hastig in das neue Amt einarbeiten und hörte dann vor dem Ohr eines fremden Königs das Scherzwort: „Der lernt Kultusminister; kennt aber das Wasserbauwesen gründlich.“ Brach zusammen und hat als Abschiedsgeschenk jetzt den Roten Adler-

orden Erster Klasse mit Eichenlaub erhalten. Studenten müssen alle Stationen durchmachen, Waarenhausmädchen in jedem Rayon bedienen lernen. Minister oder Staatssekretär wird selten Einer, ders bis an die Fünfzigerschwelle noch weit hat. Braucht er nicht seinen ganzen Kraftrest, um auf dem neuen Posten heimisch zu werden und Rechtes zu leisten? Bisher glaubte man. Sieht nun aber, daß die Excellenzen hierhin, dorthin geschleudert werden. Wenn Herr Delbrück das Zeug zum Handelsminister hat, mußte er's bleiben (hoffentlich nimmt er ins Reichsamt seinen Unterstaatssekretär Richter als Booten mit). Wenn Herr Sydow für die Stellung eines Kessortleiters tauglich ist, wird er im Schahamt, wo er seit einem Jahr ohne Rast arbeitet, eher etwas schaffen als in dem neuen Amt, das wieder ganz andere Kenntnisse von ihm fordert. Unsere Minister und Staatssekretäre sollen Fachmänner sein. Wie viele sind's noch?

Vor fünfzig Jahren tadelte Bismarck die vom Prinzen von Preußen entworfene Ministerliste; damit sei kein Staat zu machen; daß Auswärtige und die Armee in schwachen Händen. Mit rotem Kopf rief Wilhelm ihm zu: „Halten Sie mich denn für eine Schlafmühre? Mein Auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein!“ Und bekam die Antwort: „Heutzutage kann der fähigste Landrat seinen Kreis nicht ohne einen intelligenten Kreissekretär verwalten und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Eure Königliche Hoheit in dem Ergebniß keine Befriedigung finden.“ 1859; in dem Preußen der Neuen Ura. Jetzt wird gewispert, mit den Bethmann und Genossen werde es schon gehen, denn der Kaiser wolle wieder die Oberleitung auf sich nehmen; drum sei auch ein Kanzler möglich, der nie ins internationale Geschäft hineingeguckt hat, und der im aktiven und passiven Sinn des Wortes bequeme Herr von Schoen könne bleiben. 1909; im Deutschen Reich; nach dem Novembererlebniß. Die Franzosen freuen sich schon; im Gaulois läßt man: „La France n'y perdra rien“. Grundloser Jubel. Der Kaiser kann nicht daran denken, in eine Gewohnheit zurückzufahren, die ihm selbst und dem Reich so schlimme Erfahrung eintrug. Daß er an dem Tag, der ihm Bülow's Abschiedsgesuch brachte, wieder vor Unzulässigen von der „Gelben Gefahr“ sprach und gleich danach seinen Ramen an den fast grotesk verfrühten Plan einer zeppelinischen Nordpolfahrt hesten ließ, war gewiß nur ein Zufall. Er hat sich Monate lang weise im Stillen gehalten und die Trennung von Einem, dessen Gross lästiger werden könnte als Bismarcks, da klug besonnen. Er hat keinen Bülow mehr. Und an dieser Stelle ist der Mann wirklich vielleicht unersetzbar, von dem im November gesagt ward: „Er hat Sie hineingebracht; nur er kann Sie wieder herausbringen.“

Fritz von Holstein.*)

Hie „Zukunft“ hat dem im Mai verstorbenen Herrn von Holstein in zwei Artikeln einen dankenswerthen Nachruf gewidmet. Mir liegt die Absicht fern, die in den Artikeln mit Recht hervorgehobenen außerordentlichen Eigenschaften des Verewigten, seine Pflichttreue, seinen Fleiß, seinen Verstand, seine Uneigennützigkeit und seinen Patriotismus, irgendwie verkleinern zu wollen. Wenn sein Wirken nicht noch segenreicher für das Vaterland geworden ist, so lag Das vor Allem außerhalb der eigenen Person Holsteins.

Schon unter Bismarck reichte Holsteins Einfluß weit. Herr von Holstein behauptete ehrenvoll seinen Platz neben einem so bedeutenden Kopf wie Bucher. Aber Beide beugten sich willig dem Genie. Beider Arbeitskraft wurde die richtige Stelle gewiesen und Beide begnügten sich, Räder der großen Maschine zu sein, welche die Hand des Meisters lenkte. Wie für so Vieles, war auch für das Gefüge des Auswärtigen Dienstes der Sturz des großen Kanzlers verhängnißvoll. Dem General von Caprivi war die äußere Politik eben so ein Buch mit sieben Siegeln wie dem ihm an die Seite gestellten früheren Staatsanwalt, dann Großherzoglich Badischen Gesandten Freiherrn von Marschall. Die Wahl Marschalls war, wie in Klammern bemerkt werden darf, im Wesentlichen das Werk Holsteins. Der vereinigte in jener Zeit täglich im Kaiserhof einen kleinen Kreis beim Frühstück und gestattete auch dem Herrn aus Baden den Zutritt. Bei diesen Symposien (einer der regelmäßigen Theilnehmer war der bekannte, nun verstorbene Chemiker Scheibler) mag wohl das scharfe Auge Holsteins die Bedeutung Marschalls erkannt haben.

Das unter den beiden Reulingen das Amt nicht vollständig aus dem Leim ging, war nur das Verdienst Holsteins und seines damaligen vorzüglichen Gehilfen Kiderlen. Die große Begabung Marschalls wandte sich alsbald mehr der inneren Politik zu, während er auch nach der für eine Einar-

*) Einer, der die Ereignisse und die mitwirkenden Menschen lange als ein Rabe sah, hat diese Beilem geschrieben. Ich veröffentliche sie gern, weil sie das schwer durchschaubare Wesen Holsteins in etwas anderer Spiegelung zeigen und weil sie Herren von Tschirchly freundlicher beurtheilen, als mir, nach Allem, was ich von ihm und über ihn (von Sachverständigen) hörte und was seine sichtbare Leistung erkennen ließ, möglich war. In der Ueberzeugung, daß ohne Bülow's zustimmenden Willen Holstein nicht bestellt worden wäre, stimme ich, wie die Reder der „Zukunft“ wissen, mit dem Verfasser dieser Strophe überein. Und weiß, daß Holstein selbst, mit so wippigem Eis zu mir auch, wenn ich in Ernst oder Scherz dieses Thema freiste, stets widersprach, von solchem Blau' en nicht allzu fern war. Schmerzender Gewißheit bog auch dieser Weitläufige gern aus.

beitung nöthigen Zeit in mancher Hinsicht für sein Ressort, namentlich auch in personalibus, verhagte. Ohne nach außen verantwortlich zu sein, ohne die Möglichkeit zu haben, die zu jener Zeit besonders häufigen plötzlichen Impulse höherer Stellen direkt zu bekämpfen, hielt schon damals Holstein alle Fäden der außwärtigen Politik in seiner Hand. Wer der Wahrheit die Ehre giebt und die Verhältnisse kennt, muß aber hier der Mitarbeit von Philipp Eulenburg dankbar gedenken, den ein bekanntes Berliner Witzblatt als Dritten im Bunde, als Troubadour, den Herren Austernfreund (Holstein) und Spätzle (Kiderlen) zugesellte. Austernfreund bediente sich Troubadours auf Geschäftstexte und Dieser war der gewandte Helfer, dessen leichte Hand im Verlehr mit Souveränen im deutschen diplomatischen Dienst sprichwörtlich wurde. Wenn Eulenburg später (ich lasse alles Persönliche, Allzupersönliche bei Seite) dienstlich und außerdienstlich nicht tanti sich erwies, so lag Dies vor Allem daran, daß seinem Können zu große Aufgaben gestellt wurden. In München genügte er zur Roth; für Wien langte es nicht mehr. Zugleich kam auch bei ihm mit dem Essen der Appetit; er wollte eigene Ideen ausführen und Intrigen selbstständig einfädeln; damit entwuchs er dem bisherigen Freund und Meister. Außerdem trat, im Gegensatz zu dem nichts für sich wollenden Holstein, bei Phili immer mehr ein subjektives Moment in den Vordergrund. Eine allmähliche Entfremdung, später direkte Feindschaft war das Ergebniß.

Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier. Das war auch das fortduernde Verhängniß Holsteins. Auf Caprivi folgte Hohenlohe, auf Hohenlohe Bülow. Mit Beiden verband Holstein Freundschaft und langjährige Gewöhnung. Selbst wenn Beide die Arbeitskraft von Riesen besessen hätten, wären sie immer genötigt gewesen, daß gerade im Außwärtigen Dienst durchaus nicht unwichtige Detail fundigen Helfern zu überlassen. So dauerte, mutatis mutandis, das alte, unter Caprivi inaugurierte Verhältniß fort. Nur hatte Caprivi, als er das von den feinen Händen Holsteins über ihn geworfene Netz zu sehen anfing, ungeberdig gestampft, während seine beiden Nachfolger sich gern die Mitarbeit, aber auch das sanfte Toch des tüchtigen und zuverlässigen Mannes gefallen ließen. Wer arbeitet, hat immer Einfluß, auch wenn er nur an zweiter oder dritter Stelle steht. Falls zu dieser Arbeitfreudigkeit noch ein fester Charakter kommt, so entsteht in einer Behörde so zu sagen automatisch eine überragende Stellung des tüchtigen Mannes; allerdings nicht zum Nachtheil des Dienstes, da die Außenstehenden sich doch an den Firmeninhaber oder die Prokuristen halten.

Aehnlich wie mit den Chefs verfuhr Holstein auch mit den Staats-

sekretären; nur nahm er auf sie weniger Rücksicht und behandelte sie meist wie jüngere, wenig genehme Kollegen. Namentlich der arme, ursprünglich von ihm protegierte Riehthofen wußte davon ein Lied zu singen. Baron Riehthofen, so vielseitig auch seine Begabung war und mit welchem Bienenfleiß er auch arbeiten mochte, eignete sich doch nicht zu einer befehlenden Stellung. Er war zu weich und wollte es mit keinem Menschen verderben; so hoch er auch stieg: er blieb immer ein kleiner Beamter. Diesen vortrefflichen und liebenswürdigen Menschen, der stets gern sachlich hinter die höhere Einsicht und Erfahrung Holsteins zurücktrat, hatte Der nach kurzer Schonzeit ganz besonders aufs Korn genommen. Riehthofen war zuletzt vor dem grimmen Hagen so auf der Flucht, daß er sich nur dann in das Amt wagte, wenn ihm gemeldet worden war, daß der Geheimrat es verlassen habe. Wie für den Fürsten Bülow, der in Riehthofen den hingebendsten Helfer und Vermittler in innerpolitischen Dingen sah, wurde auch für Herrn von Holstein des von ihm so angefeindeten Staatssekretärs unerwarteter Tod der Anfang des Endes. Herr von Tschirchky kam Beiden mehr als ungelegen. Während aber unsichtbare Hände Tschirchkys Berliner Thätigkeit unter dessen eigener unbewußter Mithilfe das Grab schaufelten, lochte es bei dem leidenschaftlichen Holstein vorzeitig über. Ich übergehe die in der „Zukunft“ mehrfach beleuchteten Umstände, die den Abschied Holsteins vorbereiteten und begleiteten, möchte aber erwähnen, daß nach Manches Ansicht der Staatssekretär von Tschirchky wohl als Werkzeug benutzt wurde, aber nicht der Urheber des Abgangs war. Man brauchte absolut ein Schlachtopfer für die gänzlich verfehlte Marokkopolitik. Holstein selbst war nicht ohne Verdacht, beseitigte ihn aber immer wieder mit dem Argument: „Der Mann, der mich einst zum Staatssekretär vorgeschlagen, kann unmöglich meinen Sturz gewollt haben.“ Ob er innerlich auch so argumentierte? Er wußte ja, daß bei dem in der Wilhelmstraße chronischen Mangel an Ideen man bald wieder an seine Hilfe und seinem Rath appelliren würde. Da ihm die Politik, die Beschäftigung mit der Politik, wie in Hardens Artikeln mit Recht hervorgehoben wurde, zur Leidenschaft geworden war, wollte er nicht die Brücke abbrechen, die ihm allein noch die Möglichkeit politischer Betätigung gewährte. Vor der Welt mußte schon aus diesem Grunde der „franke Haublehrer“ der Mann bleiben, der ihn herausgeworfen hatte. Auch brauchte Holstein eigenthümliches Naturell immer ein Objekt, auf das er persönlichen Ingrimm und Ärger über die vielfachen Fehler und Sünden der deutschen Politik abladen konnte. Er wechselte oft urplötzlich in Sympathien und Antipathien und beeindruckte mit intensiver Feindschaft nicht selten

Männer, die Jahre lang zu den Intimsten seiner Intimen gehört hatten; ich nenne nur die Herren Herren Nashdau, Lindenau, Pountalès. Ein Missionchef, der bei seinem letzten Berliner Aufenthalt noch des werthvollen Rathes und oft werthätigster Hilfe des thathälichen Leiters des Auswärtigen Amtes sich erfreut hatte, fand bei seiner Wiederkehr die bekannte Doppelthür hermetisch verschlossen. Wie alle sich der Einsamkeit ergebenden Menschen war Holstein im höchsten Grade soupçonneux; ein Blick, eine Miene, ein unbedachtes Wort konnte es mit ihm für immer verderben. Leider ließ er auch Brüder oft und gern sein Ohr. Treue Freundschaft hat er nur zweimal im Leben bewahrt: dem Grafen Paul Hatzfeldt und dem Fürsten Radolin. Er war blind für die Fehler des einen, die Schwäche des Anderen und scheute sich nicht, selbst in nicht immer einwandfreier Weise Beiden in kritischen Momenten beizuspringen. In den allerleichtesten Jahren war, wie erwähnt, Herr von Tschirschky seine bête noire; er ließ kein gutes Haar an diesem armen Mann, der, rein sachlich und vom geschäftlichen Standpunkt betrachtet, vielleicht der beste Staatssekretär war, den die Wilhelmstraße sah. Wenig gewandt im Verkehr, hölzern als Redner, die Negation jedes repräsentativen Auftretens, war dieser Spross einer alten kursächsischen Beamtenfamilie doch ein feiner politischer Kopf, der, nüchtern und fühl bis ans Herz hinan, seine logischen Gedankentreiben in klarer Weise zu Papier brachte. Ja, vielleicht war seine Feder der des altgewordenen ehemaligen Lehrers und jetzt Untergebenen überlegen, der komplizierte und überfinstelte Denkschriften lieferte, vor lauten Klein- und Eventual-Malerei die Hauptzächen verdunkelte und schließlich zu ganz absonderlichen, krausen Ergebnissen gelangte, die zu der oft so einfachen Wirklichkeit in merkwürdigem Gegensatz standen. Namentlich in seinen letzten Lebensjahren, wo er Menschen und Dinge lediglich vom Grünen Tische aus einschätzte und sich immer mehr dem Außenleben entfremdet hatte, gelangte der fluge und hochbegabte Mann vielfach zu Trugschlüssen und oft auf höchst gefährliche politische Abwege. Geblieben aber war ihm bis zuletzt das geradezu bestechende Talent, seine Thesen zu verteidigen, und der unbeugsame Wille, die Widerstreben zu seiner Ansicht zu bekämpfen. Oft gelangte er nur auf höchst seltsamen Umwegen an sein Ziel; meist aber sah er sich Vorgesetzten gegenüber, die ihre Entschlusslosigkeit hinter endlosen Reden verbargen und denen natürlich Holstein, der Mann der Arbeit und der That, in jeder Hinsicht überlegen war. Wären diese Chefs aus festerem Holz geschnitten gewesen und hätten sie an Urtheilkraft nicht so sehr hinter ihm zurückgestanden, dann wären für sie selbst, für Holstein und für ganz Deutschland bessere politische Ergebnisse gezeitigt worden. Denn Hol-

stein war veraltet in seinen Anschauungen und Grundsätzen, er hatte zu wenig Verständniß für die in den Völkern schlummernden geheimen Kräfte, für den gigantischen wirtschaftlichen Kampf und für die Bedeutung der Lebensee. Ganz und gar besangen in den Traditionen der alten Kabinettspolitik (richtiger: der bismarckischen Kontinental-Politik), vertrat er doch seine veralteten, oft etwas paradoxen Theorien mit jugendlichem Feuer, und bewundernswertes Geistes-schärfe. Dem ungemeinen Reiz seiner von historischen Exkursen begleiteten Deduktionen konnte sich Niemand ganz entziehen. Der Zuhörer, selbst wenn er sachlich nicht überzeugt wurde, hatte das Gefühl, einer in sich geschlossenen Persönlichkeit, einem fest gefügten Charakter gegenüber zu stehen. Fremde Diplomaten betrachteten es daher auch als eine ganz besondere Kunst, von ihm empfangen zu werden. Um ein Beispiel anzuführen: vor Jahren erzählte mir der (inzwischen verstorbene) Botschafter Graf Széchenyi, er sei in Berlin mit Ehren überschüttet worden, aber die höchste Ehre sei ihm dadurch erwiesen worden, daß Herr von Holstein einst bei ihm ein famille gespeist habe.

Ob Frtz von Holstein von diesem Zauber seiner Persönlichkeit die richtige Vorstellung hatte? Ich möchte annehmen, daß er doch fühlte, wie thurmhoch er an Wissen und Können und vor Allem an patriotischer Uneigennützigkeit Chef und Kollegen überragte. Trotz allen auf diese Herren gehäuften äußeren Ehren mögen ihm deren Gestalten oft recht kümmerlich vorgekommen sein; und in diesem stolzen Gefühl der Persönlichkeit, etwas Anderes zu sein als alle Andern, mag der Einsame wohl das höchste Glück dieser Erde gefunden haben.



Vier Kanzler.

Der Erste war aus Erz: so fein wie stark.
Der Zweite war aus Holz mit Sledermark.
 Der Dritte war aus trockenem Töpferton.
 Der Vierte floß als glatte Diffusion
 Von Gasen, die sich sonst nur schwer verbinden.
 Dies Phänomen wird sich kaum wiederfinden.

Dresden.

Otto Julius Bierbaum.



Tell.

Dadurch, daß Tell aus der landvöglichten Schieß-Sfinsterniß, indem er über die schaukelnden Tyrannen einen endgültigen Verabschiedenden Fußtritt versetzt, auf die hohe Hölleplatte springt, wo Licht, Rauf und Befreiung umarmen, dadurch hat er sich auf seine Wolfe, glänzend von Bewegungsfreiheit, hinausgeschwungen, und er hat, indem er sich persönlich bereit, auch schon dem Vaterland den Dienst des Erretters und Befreiers geleistet, er hat schon hier den Drachen getötet, hier schon ist das seige Tyrannen-Ungemeuer erschossen worden, und zwar durch eben jenen endgültig wegstoßenden Fußtritt, durch die selbe Bewegung also, die ihn selbst ans Licht und auf die Platte schwangt, indem das schwankende Gräuel auf den Wellen des empöten Sees weitertreibt. Hier ist die große That geschehen, hier ist der Wandel geschüttelt, das Gesetz zur unerbittlichen Ausführung gebracht, der Tyrannenmord vollbracht worden. Und wunderbar ist, wie der jugendlichen Rache-Möglichkeit die Rache folgt, wie aus dem Vorgethanen der Mord, wie aus dem rasch gefassten Entschluß allogleich die Vollstreckung springt. Was nützen dem Vaterland gefesselt, an Masthäuser gebundene energische Männer? Was hat die Allgemeinheit davon, daß ein großer Mann in der Gefangenshaft schmachtet? Tell mußte frei werden; er wurde aber auch frei: er ist es jetzt.

Bewußtheit des Ziels ist die lebhafte Empfindung Tierjenigen, die, bei Roth und dem Elend entsprungen, neuer Roth und neuem, noch gräßlicherem Elend ins Auge bliden, und Tell ist daher erfüllt von dem Bewußtsein, daß es absolut notwendig ist, Rache zu nehmen, abschließende Vergeltung zu üben. Ein Genie-Gedanke, ein kaum gedachter, sondern in jeder Beziehung nur gefühlter und gleichsam erhorchter Gedanke blüht ihm, einem thatsächlichen nachterhellenden Weiterblitz ähnlich, vor dem Gemüth und vor dem Verstand großartig auf, nämlich der Gedanke, jedes Ausruhen und Sogern jetzt zu vermeiden und fogleich zur erschütternden That zu schreiten. Das gewaltig angestrengte Herz klopft ihm gegen die wackere Brust; doch er, Tell, er springt, er macht Säge vom Fels zu Fels, denn er denkt schon hier an den Höhlweg, an den Punkt der That, an den Ursprung des vernichtenden Blizes, an die Stelle, wo später der berühmte Pfeilschuß gefallen ist. Und das stürmische Glück, sich fessellos und ferkerlos zu fühlen, in der Brust bezwingend, zwingt er sich zugleich in einen neuen selbstgeschaffenen und selbstfundenden Kerker hinab: in die harte, abgrundähnliche Unmöglichkeit und Undenkbareit hinab, jemals noch dem Entschluß, den er gefaßt hat, entschlafen zu dürfen. So oder ähnlich versügen und bisponieren über die eigenen Spannkräfte nur große Menschen, nur Helden. Und Tell zeigt jetzt dadurch, daß er alle persönlichen Glücksempfindungen überwindet und tödet, indem er sich zum Töten des Tyrannen aufrässt, daß er ein Held ist. „Vormärts! Zum Ort der That“: so schreit, so donnert es jetzt in ihm, so preßt es all das zögernde Persönliche nieder. Ja, hier ist ein Mensch, der handelt, hier ist er, der Entschluß, dessen Plan und Ende herrlich zusammenfallen. Hier umarmen sich Gedanke und Bewegung. O, viele, viele Menschen sind auch schon vom Bewußtsein einer nothwendigen That durchdrungen und besetzt gewesen, aber gehan haben sie dann doch nicht, was hätte gehan werden müssen, denn es war ihnen zu schrecklich, zu thun, was sie zu thun dachten. So ergeht es namentlich reflektirenden, gebildeten Menschen. So geht es im Allgemeinen zu: heutzutage! Doch Tell: sieht, wie er jetzt bemüht ist, aus der Höhle des Entschlusses ans

himmlische Sicht des ungezügten Thuns zu bringen! Tell ist kein blickender und strahlender, kein denkender und spekulirender, sondern ein einfacher, ein tragischer Mensch, ein Mensch der That, ein Held ist er, geboren, sich unsterblich zu machen.

Tell ist gequält worden, wie noch selten ein Mensch, ein Erdenbewohner, ein Sohn und ein Vater gemartert und gequält worden ist. Doch auch kleine, niedrige Menschenseelen lassen sich quälen, kann man quälen. Zum Gequält- und Gefolterten braucht es keine Größe. Bis hierher, bis zum Landvogten-Brunnschiff ist Tell nur Gegenstand, kleiner Gegenstand des Tyrannen-Hohnes und ein wundervoller, ein entzücklicher Schütze gewesen; doch jetzt, da er wie ein aufzudender Lichtstrahl aus der Schiffes-Mitternacht an den schimmernden Felsen-Platten-Mittag springt, ist er gewachsen, ist er ein Riese geworden, ist er groß geworden. Er ist jetzt nicht mehr geplagt. „Vohere, re, re, Haß, heß kommt, ruh, re, zeit, i, zh, Tö, Schuh, ruh, die, Platte, sind, jäh, fröh,“, der Gedanke kann zielen, wohin er will, und Tells Gedanken kennen ihr verabscheuerliches und hassenwertes Ziel. Doch hassen? Nein, Tell denkt gar nicht mehr an Hass und an Abhöhe: er ist Jäger und paßt dem ohnungslosen stolzen wilden Thier auf. Er ist befreit von allen fesselnden und bindenden Empfindungen. Ja, er war niedrig und klein. Ein Knecht seines Herrn, ein Untertan seines Gebieters war er, ein Sohn seines Landes war er, ein hutabziehendes, gehorsames, demütiges Geschöpf war er. War er? Er hat ja über eines Tages seinen Hut nicht mehr abziehen und den Gewohntheitnig nicht mehr machen wollen; und hier vielleicht schon, bei der unzähligen Verweigerung des erniedrigenden Alltagsgehorjames ist der Tyrann erschossen worden. Tyrannen sind nie groß. Tyrannie schließt jede Größe aus, deshalb, weil die unausgezogene Lüsternheit sie blind macht. Der Landvogt hat keine Ahnung gehabt, daß unter den schlichten Bergleuten ein Genie, ein Tell lebt. Er hat geirrt wie ein dreizehnjähriges Kind; und er büßt nun dafür. Er ist launisch, trüg, grausam, faek und übergebietlerisch gewesen und er wird nun erschossen. Das heißt: er ist es schon. Er lebt noch, aber er lebt nur noch ein Zwanzig- bis Fünfundzwanzigminutenleben. Da Tell, der Schütze Tell, der dem eigenen Kind den Apfel vom Kopf weggeschossen hat, jetzt auf die Brust des leichtfinnigen Wütherichs zielt, ist der Wütherich, kann man sagen, schon im Voraus durchbohrt, schon im Voraus verloren und zu den Verdammten geworfen. Seht, wie Tell läuft, der Jäger Tell läuft und läuft.

Spricht nun Tell ein Gebet? Telle haben nicht nötig, zu beten. Für Menschen, die Himmel und Hölle selber in der Menschenbrust fühlen, gefühlt haben und stets weiter fühlen und durchwandern werden, giebt es keinen Gnaden- und Ungnaden-Gott mehr. Wo der menschliche Wille so groß ist, müssen die Götter verschwinden. Hat nicht Gott den Tell im Stich gelassen im Augenblick höchster, ja, wahnunngstiger Roth? Oder ist Gott dann gekommen und hat Tell aus dem Schiff befreit? Einerlei. Und wenn es so ist: Gott verzichtet auf Gebete, wo er eine That sieht. Thaten sind ihm die liebsten Gebete. Also betet jetzt Tell.

Und nun kommt der verbrecherische, armuthige Tänzer, auf einem weißen Ross flatterhaft daherrittend. Ja, er ist es, der Landvogt, und hinter ihm her und um ihn herum sprengt und flattert und zwischert das stets liebenswürdige Gefolge, die muntere, sattigegessene Schaar stets gesäßiger und schmeichelnder Bürgen. Einfürstlicher Auftritt. Ein Anblick zum Verzagen für einen zielenden, vogelstei erklärten Verbrecher an Staat und Majestät. Doch Tell zittert nicht: er schließt und trifft; und hat damit gethan, was ihm erlaubt, müde nach Hause zu gehen.

Der Richter.*)

Die Richter soll eine Unbescheidenheit sein, wenn nicht von Hochmuth kommen. Die Richter, die die Menschen verstütteten wollten, warnen vor dieser Überhebung, wiesen auf den Balken im eigenen Auge.

Dass die Menschen nicht davon lieben, lag an den letzten Gesetzen seelischer Selbstverhaltung, die eben so vorhanden, wenn auch weniger unterdrückt sind wie die der physischen. Wenn die Menschen sich zum Richter über den Richter aufwarten (thun sie es nicht auch heute?), wollten sie nicht zunächst den Anderen verkleinern, sondern sich behaupten. Denn man ist immer nur ein Einzelner und kann darum nicht zu gleicher Zeit schlank und belebt, flug und dumme, schön und hässlich, elegant und einfach, Bohemien und Bürger oder Bürgerin und Amoureuse sein. Der Schlanke muss den Korpulenten als unangenehm, der Belebte den Dämmen als lächerlich empfinden. Die schöne und dumme Frau moquiert sich über die hässliche und die kluge und hässliche verachtet die Männer, die die Lärve einer Dummen reize; der Elegant bespöttelt den nachlässig Angezogenen und der salopp Gelehrte den Eleganten (wenn das freudige Gesetz des Kontrastes bei Manchem auch die Antipathie wieder gut Sympathie umbiegen mag). Aber sie alle müssen Dieses thun, um sich selbst zu begründen und zu behaupten. Denn die Welt hat Raum für alle Gegensätze: der Einzelne aber muss wählen, ob er elegant oder einfach sein will, und, da sein Schicksal über seine Figur und sein Gesicht schon ohne seine Wahl entschieden hat, sich mit diesem Gesicht und dieser Figur zurechtfinden. Er hat dazu, wenn er zur Zufriedenheit gelangen will (und dahin gelangen zu wollen, scheint Naturgesetz), sein Widerspiel zu bedekeln und herabzusezzen; und nur Wenige sind begabt, die Berechtigung auch jedes Gegensatzes einzusehen und ihre eigene Art und ihr Gebaren lediglich als persönlich und in keinem Belange für nur irgend wichtiger als Art und Gebaren der Anderen anzusehen. Dieses sind, wie man weiß, nur wenige, durchaus verfeinerte NATUREN, meist ohne die starken, ein Volk vorwärtsstoßenden Instinkte, fast ausschließlich Männer und immer wohl nur Menschen von einem schon höheren Alter.

All Das gilt für Handlungen noch mehr als für Figur, Gesicht, Geschmac und Anlagen. Man handelt, vor die Wahl gestellt, so oder so zu handeln, vielleicht eben so oft wie aus dem angenehmen Reiz heraus, den die Vorstellung der einen Handlung weckt, aus dem Widerwillen gegen die Vorstellung der anderen. Andere aber begehen diese andere Handlung, und wenn man sich dennoch zu seiner eigenen bekannt, so zwinge Das, die andere Handlung der Anderen zu verurtheilen. Denn man kann nicht zugleich als schöne und nicht glückliche Frau der Versuchung eines Mannes aus Überzeugung widerstehen und den Ehebruch anderer Frauen billigen. Thut man es dennoch, so wird die eigene Burdthaltung innerlich nicht gebilligt.

Nicht nur die Tugenden führen in ihrer Überbildung zu Lastern. Auch Handlungen, die einen berechtigten Zweck hatten, werden sinnlos, sobald dieser Zweck sich unbemerkt verliert. Sitten werden zu Unsitzen, weil ein Volk ihren

*) Ein Bruchstück aus der Monographie, die, unter diesem Titel, als siebenundzwanzigster Band der von Martin Weber herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft“ in der Literarischen Anstalt von Mittler & Loening erscheint.

Sinn vergaß, und daß Verurtheilten vom Handlungen Anderer, eine Nothwendigkeit für die Selbstbehauptung, wird, in Fällen angewandt, in denen die Selbstbehauptung es nicht verlangt, zu einem unnötigen und darum unsittlichen Handeln, vor dem alle versittlichtenden Bücher mit Recht warnen, auf den Fällen weisend, ber im eigenem Auge . . .

Richter zu sein, ist nicht Hochmuth oder auch nur Unbescheidenheit, weil es das Handeln des Anderen nicht zu dem eigenen in einen Gegensatz stellt. Der Richter schöpft aus den Handlungen der von ihm zu Richtenden keine Bejahungen für seine eigenen Handlungen, entnimmt ihnen keine Abneigungen für die von ihm verschmähten. Wenn er es selbst gelegentlich thäte (was bei einem Menschen schon verständlich wäre), ist Dieses doch nicht Zweck und Sinn seines Thuns. Wenn er irgendwelche Handlungen rechtfertigen wollte, wären es die von der Allgemeinheit begangenen (und darum nicht vom Gesetz verbotenen). In Wirklichkeit ist er nur als von der Allgemeinheit eingesezt zu verstehen, nur als in einem Amt oder einer Stellung befindlich zu begreifen.

In einem Stück von Steinbeeg sagt ein Richter: Ich habe nicht daß Gewissen, ein Urtheil zu fällen. Der Pfarrer erwidert ihm, daß es gefällt werden müsse. Der Richter erklärt: Nicht durch mich! Ich lege mein Amt nieder und wähle eine andere Laufbahn. Der Pfarrer hat nicht nur Recht, wenn er darauf erwidert, daß Dies einen Standal gäbe, der ihn zum Gespött mache. Der Fall ist gar nicht möglich. Es gibt keinen Richter, der dieses Urtheil nicht fällte. Denn er fühlt sich als Richter nicht als einen Menschen, der den anderen verurtheilt, sondern, wie Montesquieu in seinem *Esprit des lois* sagte, nur als den Mund des Gesetze, de l'être inanimé qui n'en peut modérer ni la force ni la rigueur. Unsere Technik steht hoch, aber eine das Gesetz anwendende Maschine hat sie noch nicht erfunden. Ein Mensch muß die Gesetze anwenden: aber er thut es, indem er in seiner Unpersönlichkeit die Simplizität der Maschine zu erreichen sucht. Dieser selbe Montesquieu hat, die Lehre von der Theilung der Gewalten des Aristoteles wiederholend, das pouvoir de juger als Gegensatz zu dem pouvoir exécutif gefaßt. Aber er irrt: Der Richter empfindet sich selbst nur als Vollzugbeamten.

Aus dem Begriff des Richters folgt Dieses nicht. Es sind Richter denkbar, die aus ihrer Persönlichkeit alle Maßstäbe für ihr Urtheil nehmen: in einfachen Verhältnissen, in denen es keine Gesetze giebt, aber auch bei frei gewählten Schiedsgerichten. Unserer Zeit liegt solche Selbstsicherlichkeit fern. Das hat viele Gründe; einen in dem Richter. Unser grösster Staatsmann hat als an unserer Zeit auffallend die mangelnde Neigung zur Verantwortlichkeit gesunken. Der Richter, der sich gegen seine Anspruchnahme durch Versicherungen materiell zu beden pflegt, bedt sein Gewissen durch seine Gewöhnung an maschinelle Arbeit. Erfaßt wie die Maschine will er sein, aber vor Alem auch nur in bestimmten Richtungen wie sie bewegbar und bei Abweichungen vom gewöhnlichen Lauf versagend, da ängstlich hinter die Paragraphen seines Gesetzes schlüpft.

Ein stärkerer Grund ist die Fälle des Gesetze. Sie nur zu zählen, ist unmöglich, wenn man die Ausführungsgelege, ministeriellen Verordnungen, Anweisungen und Verfügungen der Vorgesetzten mitrechnet. Obenbrenn wirken auch noch die Erkenntnisse unserer höchsten Gerichte selbst wie Gesetze: sie werden wie sie angewandt, weil daß Urtheil sonst in der höheren oder der höchsten Instanz in ihrem

Sinn abgedämpft würde, und abermals, weil sie den Richter vor rechtlichem Fehlgehen behüten, die Verantwortung also von ihm nehmen. Nirgends geht man in der Einsamkeit so unsicher wie im Gefüll des Rechtes.

Alle diese Gesetze und Entscheidungen zu zählen, ist also unmöglich, schon weil sich ohne eingehende Prüfung nicht sagen ließe, welche noch gelten und welche von späteren erschlagen sind. Sie sind auch zu zerstreut, es giebt keinen, der auf jedem Gebiet sich auskennt, man kann endlich das Gebiet des Rechtes enger oder weiter ziehen, so daß man eben so gut auf das Gerichtswohl zehntausend oder hunderttausend Gesetze und Entscheidungen nennen könnte. Wenn man sie aber alle anwendet, mit ihren Millionen Paragraphen, fehlt es an einem Raum für den Richter, auf dem er sich frei, er selbst sich, bewegen kann. Ich behaupte, daß er auf solchen Raum sehr oft überhaupt nur stößt, weil er nicht alle Gesetze und Entscheidungen im Augenblick beherrscht. Es giebt Kesselfünfster, die im Ertatz die Befreiung aus Ketten vorführen. Jeder Richter, der sein freies Urtheil trotz den Gesetzen findet, ist solch ein Künstler. Aber es ist klar, daß nur wenige Richter solche Kettensäumer sein können. Es wäre bedenklich, wenn man noch nicht einzähe, daß der Richter sich lediglich als einem Vollzugbeamten empfindet, als einen Gesetzesvollzieher (wie es Gerichtsvollzieher giebt).

Diese Fesselung des Richters hat ihre historischen, ihre dogmatischen Gründe.

Des altgermanischen Richters in der Entwickelungsgeschichte des Richters zu gebedenken, wäre verthanes Thun. So vollständig verfiel das altdutsche Gerichtswesen, von keiner starken Gewalt gehalten, als das Unglück römischen Rechtes über Deutschland kam. Das corpus juris wurde ein „Buch aller Bücher, eine Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall den Urtheilspruch bereit legend, und was ja noch abgängig oder dunkel war, erzeugten die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vorzülliche Werk geschmückt hatten“. Auf die Schöppenstühle wurden die Olearii und andere Herren von Bologna eingezogen und die vielhundert Herren, die in Deutschland geboten, von keiner höheren Gewalt behindert, schufen sich aus ihnen ein kleines, beschränktes und genugsam überhebliches Beamtenthum. Das urtheilte halb nicht mehr nach den Augen, sondern nach den Alten und den schweinsledernen Händen, schloß sich in seine Stühlen ein und doctoirtre scharfsinnig an den Prozessen. Ganze Kollegien und untere und höhere Instanzen, die jedesmal in der erlauchten Person des Landesherrn entbunden (wie konnte man in Deutschland auch so klug sein wie Voltaire, der im *Siecle de Louis XIV.* sagt, daß eine tiefsere Rechtskenntniß niemals Sache eines Herrschers sei?), machten den Rechtsgang noch verschrobener; und um ihn vollends zu verschrauben, wurden die Prozesse noch an die Juristenakademien der gelehrtien Universitäten abgeschoben. Man versandte an sie die Alten (nicht die Menschen etwa) zur Rechtsbelehrung; und die Herren Richter sprachen dann nur die von den Fakultäten weißlich votirte Entscheidung aus. Diese Richter waren zu gleicher Zeit auch Diener ihrer Fürsten und nicht immer urtheilten sie so, daß ihr Landesherr in dem Prozeß unterlag. Nur dann aber, sagt ein römischer (nicht regipirter!) Schriftsteller, steht die Rechtspflege sicher da, wenn der Fidus seine Prozeß verliert. Möchte Mancher sich unabhängig fühlen und sich fortzuhören lassen: Rautelen für seine Unabhängigkeit von auch nur einem Belang waren nirgendwo vorhanden.

Die neue Entwicklung des Gerichtswesens hatte Vieles hier zu ändern; und

so schwierig war es, daß Friedrich Wilhelm der Erste, gewiß keine lamentirende Seele, vor seinem Tode sagte: „Ich habe Alles angewandt, um die Justiz in meinem Lande kurz und gut zu machen, aber ich habe nicht reußirt.“ Allmählich aber ging es mit dem Rechtsstaat besser; in nicht mehr als zweihundert Jahren ist der heutige Richterstand geschaffen worden (was eine lange Entwicklung für eine gute Sache ist). Aber erlaust wurde seine Qualität mit einer ungeheuren Menge von Gesetzen, die immer weiter schwollt (und keine gute Sache und Grund und Ausgang all unserer Rechtskraut und Rechtsnöthe ist). Wie das gesammte Beamtenthum in Überordnungen eingeschult wurde, so der Richterstand, ja, er noch mehr, weil man ihn damit zu kontrollieren und durch Starke und feste Kontrolle ihn zu heben glaubte. Denn gab es eine bessere Kontrolle seiner Urtheile als dadurch, daß man ihm sagte: Du bist frei, in Dein Urteil darf kein Mensch hineinsprechen, und sei es die Majestät höchstselbst; nur eine Million von Gesetzesparagraphen mußt Du befolgen?

Diese Justizsättigung des Lebens mit Gesetzen entsprach auch den überspannten Begriffen des modernen Verfassungsliebens, daß in Gesetzen Garantien gegen eine Willkür des Richters zu finden hoffte. Diese Hoffnung blieb nicht eitel: die Willkür schwand, aber man fesselte den Richter. Nicht immer erwies er sich als Fesselkünstler. Zu diesem Beruf konnte ihn auch Niemand zwingen. Eigentlich (aber nur eigentlich) sollte er ja in, nicht trotz den Fesseln leben.

Die Volksvertretungen glaubten allen Ernstes nämlich, daß Leben lasse sich zu einem „Rechtsalphabet“ zusammenfassen und in den Gesetzen eine Logarithmentafel schreiben. Aber sprachen sie nicht damit aus, was alle Rechtsgelehrten ihnen zugeschwärzt hatten, was alle früher geglaubt haben und heute auch noch die meisten glauben? Daß man aus den Lebensthatbeständen Übersäge suchen und sie zu Gesetzen machen muß? Und daß diese Übersäge dann auf Alles passen und für jedes, und nur wenn wirklich etwas Neues komme, wenn ein Luftschiff etwa erfunden werde, sei ein neuer Obersatz nötig, obwohl gelehrte Juristen auch Dieses nicht für nötig halten, weil auch ein Untersatz, der vom Luftschiff handle, sich unter die zwar vor seiner Erfindung geschriebenen, aber in ihrer Allgemeinheit auch das Luftschiff bedeckenden Übersäge führe?

Konnten die Volksvertreter wissen, daß die Juristen noch ein selten ausgesprochenes und den meisten unter ihnen selbst unbekanntes Geheimniß haben? Daß die Juristen in vielen, in unendlich vielen Fällen gar nicht nach den Gesetzen urtheilen, sondern nach ihrer eigenen, von der Mutter überkommenen Vernunft und die Gesetze nur vornehmen wie die Schauspieler die Masken? Daß sie, je näher sie dem Leben stehen, die Paragraphen für ihre unabhängig vom Gesetze gefundenen Entscheidungen umbiegen, so daß deren Schlangenlinien ihnen durch die gewandten Hände gleiten wie Taschenpielern ihre hohlen Becher? Unsere Richter, je tüchtiger sie sind, sind eben doch nicht nur Gesetzesvollzieher, sondern Rechtschöpfer. Sie handeln damit wider den unausgesprochenen Willen der gesetzgeberischen Stellen, sie empfinden sich selbst auch nur als Vollzugbeamte, aber sie sind es: Schöpfer eines Rechts, das zu schaffen ihnen die Gesetze nicht erleichtern, sondern erschweren. Montesquieu hatte für viele Fälle Recht, wenn er daß *pouvoir de juger* in Gegensatz zum *pouvoir exécutif* stellte.

Von zwei Seiten erhält die Richterschaft Zugang: aus der Beamenschaft und

aus dem Bürgerthum. Die Ausführung der eigenen Söhne beweist noch keine eigentliche Begeisterung der altdienenden Beamten (oft Richter) für ihren Beruf. Vielmehr pflegen sie um die Zeit, wo ihre Söhne die Universität besuchen, schon ernüchtert zu sein. Aber in welche Berufe könnten sie mit besseren Aussichten die Söhne drängen? Das Erwerbsleben verspricht die Goldenen Berge nur Dem, der von Haus aus mindestens auf kleinen goldenen Hügeln sitzt. Diese sind in den Bezirken reicherlicher Familien selten. Auch erscheint ein freier Erwerb ihnen leicht als Abenteuer. Wer in den besten Jahren seines Lebens einen fargen, aber festen Gehalt bezog, mit dem er immer sicher rechnen konnte, mißtraut jenem schwankenden Erwerb, der einem heute große Güter zuträgt, um sie im nächsten Jahre fortzuspülen. Endlich schlägt er (überachtigt vielleicht) seine Beziehungen zu hohen Herren, die er für den Sohn auszunützen entschlossen ist. Entweder ist er selbst zur Höhe aufgestiegen, dann sind Verbindungen mit anderen hohen Funktionären nur natürlich. Oder er selbst ist nicht emporgekommen, aber er hat doch Freunde seit der Jugend, die, tüchtiger und strebamer als er, emporgeklettert sind und gern den Einfluß, den sie damals noch nicht hatten, als er dem Vater hätte nützlich werden können, nun dem Sohn zukommen lassen. Allein trifft dieser Einfluß nicht viel weiter. Aber kommt er zu einem Fleiß und etwelcher Anlage, verspricht er eher wohl ein Fortkommen als in Verhältnissen, in denen der Beamtensohn nichts mitbringt, was vor seinen Wettbewerbern ihn begünstigen könnte.

Würde eens sind das Erwähnungen, die einen solchen Vater leiten, seinen Sohn den Gerichtswissenschaften zuzuführen. Wenn sie sich nicht als völlig falsch erwiesen, würde Dieses leicht verständlich sein. Denn der Beamte kann seinen Kindern nichts hinterlassen als Beziehungen. Seine Töchter haben darunter schwer zu leiden, da nicht genug junge Leute, wenn sie heirathen, sich mit Beziehungen begünstigen wollen. Daß die Söhne dafür von dem Leben ihres alten Herrn wenigstens einen Ruhm haben, ist in einem Staatwesen, das die Vererbung kennt, deshalb nicht ohne tieferen Sinn. Warum sollten es auch allein die Söhne der Wohlhabenden so gut haben? fragt man. Wenn Diese selbst so tüchtig sind wie die Anderen, haben sie immer noch das viele Geld voraus, das heute zu zahlt ist. Jegendwie muß doch den Söhnen der ohne Glücksfälle verschiedenden ausgebildeten Staatsbeamten ein Ausgleich werden.

Man soll nicht bestreiten, daß in Alledem viel Prestiges liegt. Aber es gehört wohl persönliche Verdrossenheit über selbst das dazu, um nur das Bedeutliche dieser Erscheinung zu bemerken. Man sollte, wenn man irgendwie einen geschichtlichen oder psychologischen Blick besitzt, sich fragen, ob es schon Menschenzusammenhänge gab, wo die persönliche Beziehung nicht von Nutzen war; auch in Kaufmännischen Kreisen, selbst in Künstlerischen gilt sie. Alles, was im Interesse der Allgemeinheit zu fordern wäre, ist, daß nicht wichtige Posten in die Hände von Unfähigen gelangen und daß kein Beamtenring gebildet wird, der dem besonders Tüchtigen den Aufstieg unmöglich macht.

Die Begünstigung der Beamtensohne kann auch nicht stark sein, da sonst nicht die Söhne des besseren Bürgerthums heute so stark in die Richterstellen drängten. Allerdings ist es sicher, daß sich die „besten“ Kreise (wenn man Menschen überhaupt schlägt, soll man schon die herrschende Schätzungsweise übernehmen) vom den Richterstellen fernhalten. Vom Adel sind nur wenige versprengte Glieder

in den Richterämtern; und auch sie suchen noch zum Theil von ihnen aus in andere Aemter und andere Würden zu gelangen. Die Söhne reicher Familien aber schlagen fast ausnahmslos die Verwaltungslaufbahn ein, so daß von Haus aus reiche Richter äußerst selten sind. Sie sind zahlreich nur unter den jüdischen. Ihre Ahnen waren noch nicht Beamte, sondern sammelten als Kaufleute gewöhnlich Geld zu Geld. Sie selbst aber streben, um ihres Bekennnisses willen ungerechter Weise von den Verwaltungsstellen ausgeschlossen, durch die Jahrhunderte lange Beschäftigung ihrer Ahnen mit talmudischen Schriften aussfällig juristisch veranlagt, den Richterstellen als den begehrtesten zu, obwohl sie auch von irgendwie höheren richterlichen Stellen ausgeschlossen werden, wenn sie nicht rechtzeitig sich taufen lassen (ein Verfahren des Staates, das zwar sinnlos ist, weil es Unehrlichkeit verlangt, aber für das der Staat nicht gar so heftig zu verurtheilen ist, so lange noch immer eompotstreben die Juden dieses Opfer allzu leicht ihm bringen und durch besonderes Anschmiegen auch noch später sich bemühen, den schimpflichen Masel ihrer Geburt vergessen zu machen). Im Übrigen drängt, was Wohlhabenheit und Stellung anlangt, mehr das mittlere Bürgerthum in die Richterstellen ein; sichtlich ein Zeichen, daß äußere Ehren, Besoldungverhältnisse oder das Arbeitsmaß nicht sonderlich lockend sein können.

Zwischen diesen beiden, ihrer Herkunft nach so verschiedenen Gruppen von Richtern besteht selten ein erkennbarer Gegensatz, sobald die jungen Richter nur wenige Jahre, wenn auch nur als Referendare, thätig waren. Es ist das eigenthümliche Wunder bürokratischer Ausbildung (diese ohne jeden bösen Rebensinn verstanden), daß sie eine große Menge von persönlichen Besonderheiten aus dem Menschen ausschweift und ganze Theile seines Wesens so gleichförmig ausgestaltet, daß in dem Menschen tatsächlich die Anschauungen aufleben, die der Staat verlangt. Es ist dabei für Psychologen verwunderlich (und für grundsätzliche politische Gegner unverständlich), daß der Einzelne, selbst wenn er innerlich von Haus aus widersprüchlich ist, bei diesem Aus- und Umschweißungsprozeß nicht immer unerheblich zu werden braucht. Uebertrieben ist, wenn La Bruyère schrieb, ein Richter dürfe nicht tanzen, nicht in die Theater gehen und müsse immer im feierlichen Kleide sich bewegen, da er sonst zur Heraufsetzung der Achtung beitrage. Aber mit einer selbstverständlichen Sicherheit beginnt der angehende Richter im Amt ein Wesen anzunehmen, das den Respekt herausfordert, pflegt er auch innerlich aus seiner schlaffenhaften Seele den politischen Trost auszuschneiden, der zu einem Beamten nicht recht gehörig soll; und nicht nur Verständig, meist auch Liebe für alles Bestehende und Autoritäre pflegt sich gemacht in ihm auszubauen, einzunisten und schließlich festzuseppen. Das ist allen Ernstes so und darf nicht obenhin bespottelt werden. Daß der junge Mann nicht gleich ein leidenschaftlicher Vobet alles Bestehenden wird, ist dabei eben so natürlich, wie es zu dem Beamten gehört, daß er stets über die Masse von Arbeit schimpft, die auf ihm laste, selbst wenn er noch so wenig oder gar nichts zu thun hat. Zu seinem Vorgesetzten allein steht er in einem nicht bei Allen gleichen und ziemlich merkwürdigen Verhältniß. Er ist allerdings zu gehorchen gewohnt; aber innerlich pflegt hier die dem Staat erwünschte Uebereinstimmung Ulter nicht zu bestehen. Ein Theil der Richter führt das von oben ihnen Vorgesetzte nicht nur äußerlich, sondern auch ohne innere Widerstände aus. Das sind weniger nach Selbstständigkeit verlangende oder auch gefühllose

Naturen, für die es sich von selbst versteht, daß der Mensch erst außerhalb des Amtes frei zu sein beginnt (wo er zur Freiheit allerdings sehr selten noch Gelegenheit besitzt und meist in neutralen Beschäftigungen, in Bücherliebhabereien, Münzsammlungen, Gartenzucht und Regelspiel oder aber in der neutralsten, dem Schreiben juristischer Kommentare, endet). Andere, die zwischen Amt und Haus zu unterscheiden nicht vermögen, führen sich außerlich ohne Weiteres, da sie nicht um einen Zweck (der meist nur um Geringes geht) ihr Amt verwagten wollen, aber ihre innerliche Empörung töben sie an sich, ihrer Familie, ihren Untergebenen oder endlich dem Publikum aus. Das ist das Verständlichste von aller Welt: man weiß mitunter nicht zu fassen, wie richtige Hölle von Richtern, ohne nur die Stirn zu runzeln, Verfügungen ihrer Vorgesetzten, die ihnen mißverständlich scheinen, erfüllen, ohne in Versuchung zu kommen. Dieser Geist, der selbst den klügsten untergebotenen Richter in einer Audienz, die er, wie ihm scheinen will, vor dem unverständigsten Vorgesetzten hat, niemals sagen ließe: Mein Herr, Sie verstehen davon nichts, — diese Subordination, die der unterste Richter wieder von den Gerichtsschreibereibeamten (den Sekretären, Altuaren und Assistenten) und den letzten Subalternen (den Kanzlisten, Diktatoren, den Gerichtsdienstern und Gefängniswärtern) empfängt, sie ist ein Werk dieses bureaukratischen Geistes, sozial-psychologisch ganz besonders interessant, weil nicht nur ein Vergreifen niemals vorkommt, sondern auch die Anwendung dazu vollkommen fehlt.

... Manchem mag scheinen, daß die Divinität des Richters zu leicht vom Menschen durchschwirkt sei. Aber dann würde der Versuch, die Verklärung des Richters mit dem sozialen Gewebe auch in ihrem fehllichen Kettenschlägen aufzuzeigen, den Blick beirrt haben. Wer die Seele der Geistlichen, der Arzte, der Bertheibiger klarlegte, wer irgendwelche soziale Gruppe psychologisch betrachtete, müßte das selbe Durcheinanderschießen von Vollendung und Verkümmерung, von Großzügigkeit und Kleinstlichkeit entdecken. Niemals kann man eben so deutlich wie da, wo man Menschen in ihrem Beruf sieht, die Begrenzung menschlichen Vermögens erkennen, obwohl die beruflichen Leistungen über das berufliche Können noch hinausgehen. Denn es gibt ein glättendes, ordnendes, auswischendes Etwas, das viele Fehler unbemerkt macht, und einen sozialen Weisheit, der alle Leistungen optisch vergroßert. Nur der Richter scheint es darin ungünstiger zu haben als die Anderen: der Respekt schwindet, wenn sich Jemand verwundet glaubt, und Mancher dünnst sich gerade im Recht besonders einen Fachmann. Die Anwälte, die den von ihnen nicht erwarteten Ausgang eines Streites auf den Richter schieben, die in allen Winkeln wuchernden Konkurrenten, die gegen alles gelehrt Richterthum einen dumpfen Haß haben, den sie den Richterhunden als ihren besten Rath mit nach Hause geben, die durch neuerliche Abdruck von Gerichtserkenntnissen in Tageszeitungen irregeleitete Menge, die die Unterschiede des entschiedenen Falles von dem übrigen nicht erkennt: — sie alle blidern aufschnellend dem Richter auf den Mund und glauben, mehr zu wissen als er selbst. Er aber kann sich nicht auf die menschliche Natur hinausreden, wie der Arzt, und nicht, wie der Arzt, von „nachträglichen Komplikationen“ sprechen. Ihm rechnet man jeden Fehler nach; aber Niemand hat die Leichen gezählt, in die unsere Arzte mit ihren falschen Künsten Menschen verwandelten, ehe die Natur es verlangte. Trotz Alledem bleibt dem Richteramt seine Stellung und der Richter bleibt der Delphier und das Orakel; er hat das Schwert, dessen Schärfe Alles trennt, und die Wage, auf der die Gewichte Recht und Unrecht wägen.

Martin Verabt.

Die Hügelmühle.

Die Hügelmühle. Die Geschichte einer Mühlenkonstruktion. Verlag von Wilhelm Baensch in Dresden. 450 Seiten. 5 Mark.

Es war am Schluß der siebziger Jahre. Selbst war ich im Anfang der zwanziger und meiner Schriftstellerlaufbahn. Gänglich Herr meiner Zeit, hielt ich mich viel auf dem Lande, in Südschlesien, im Pfarrhof meines Vaters, auf. Da ein angehender Novellist seine Nase überall haben muß, besah ich mir eines Tages auch eine Windmühle, und als ich oben in der Haube ankam, schlug mich der Gedanke, daß bei einer gewissen Stellung der Flügel und des Preßbaumes ein Mensch hier, wenn „das Unglück es wollte“ und eine Drehung der Mühle gerade stattfand, ganz vorterrflich müßte gerettet werden können; noch besser zwei Menschen beiderlei Geschlechts, und dann natürlich nicht durch Zufall. Doppelmord in einer Mühle: gefundenes Fressen für einen hungrigen Novellisten.

Bei selbigen Zeit geschah es, daß in einem Hof im Dorf eine läudliche Venus, dort dienstlich angestellt, sowohl ihrem Brothern wie dem Großmecht den Kopf vertrieb. Während die Frau auf den Tod fram lag, ging der Mann wie besessen umher, immer vom wühlenden Verdacht vergeht, die Magd, zu der ihn eine schwäle Leidenschaft hingezogen, halte es mit dem Knecht. Hier sah ich eine Situation, die für meine Nordmühle wie geschaffen war.

Ein paar Jahre danach wurde mein Vater (nach dem Wort Kierlegarts, daß die Pfarrer die gemäß Abancirenden sind) nach einem größeren Amt auf der Insel Falster versetzt. Hier erhob sich, fünf Minuten vom Pfarrgarten, auf dem höchsten Punkt der Gegend „Die Hügelmühle“. Es war ein wunderlicher alter Raufen von einer Mühle, so fing das Einleitungskapitel an, daß ich nach meiner damaligen Gewohnheit nur im Kopf schrieb und das wie eine Ouverture meine Erzählung stimmungsvoll eröffnen sollte. Der schwarze Raufen ähnelte in der That am Meisten einem phantastischen und ungeheuerlichen Kontrabass, der zwei Auswüchse hatte, wo ein solches Instrument sonst zwei Einschnitte aufweist, wahrscheinlich, damit es um so mächtiger brummen könne. Und ich stellte mir vor, wie an einem stürmischen Novemberabend der Tod über das Land schritt, den Mühlenfesten von seinem Sodal riß, ihm die Flügel abbrach, einige seiner Seile längszeitig über das schwarze Holz spannte und sie mit dem einen Flügel strich; malte mit Das so lebhaft aus, daß ich schre glaubte, die schaurigen Töne des ungewöhnlichen Instruments zu hören, diese entsetzliche „danse macabre“, nach der die letzten Blätter der Wälder dasowirbelten und die Wellen auf der Sandküste einen wahnförmigen Sanct Vitus-Tanz aufführten.

Die Jahre gingen. Vieles wurde geschrieben, von dieser Erzählung aber kein Wort. Sie beschäftigt mich aber noch immer. Um die Mitte der achtzig Jahre hatte ich ein Motiv für meine Mühle bestimmt, daß ich etwas später dramatisch verwendete.

Ich habe schon einmal meinen unsterblichen Landsmann Sören Kierlegard citirt. Hier ist nun die Stelle, daran zu erinnern, daß er, wie kein Anderer, die Bedeutung der äußersten „Veranlassung“ für alle gesunde Produktion gewürdiggt hat, als den einen ihrer extremen Pole. Der andere nämlich ist Das, was man die Inspiration nennt. Von diesem habe ich schon gesprochen. Der andere, die

Beranlassung, kam für diesen Stoff vor etwa fünfzehn Jahren, da ich eines schönen Tages mich selbst am Kragen nehmen mußte und sagen: „Mein Lieber! es ist sehr schön, cavalierement zu leben und Gedichte zu schreiben“, wie Schiller einmal sagt; nun müßt du über möglicherweise erwünschte verlösten. „Also“ gerichtet mit Dir vom Pegasus und sehe Dich ehrsam auf die Höhe an Deine table de romancier, die einzige einigermaßen sichere Stelle in der so unsicheren Welt eines armen Schriftstellers!“

Gesagt, gehan. Aber was nun schreiben? Da fiel mir meine alte Mühle ein. Ich sah, wie mein gutes Schicksal mich davor bewahrt hatte, diesen Stoff damals, als er mir kam, zu behandeln. Denn möchte ich ihm jetzt gewachsen sein oder nicht: damals war ich es sicher nicht gewesen. Schon mein damaliger naturalistischer, antimetaphysischer Standpunkt hätte mich gehindert, der Handlung den religiösen Hintergrund zu geben, dessen sie durchaus bedurfte, wenn ihre Lieder nur einigermaßen ausgeschöpft werden sollten.

Auch in einer anderen Beziehung war ich vom Glück begünstigt. Mein Vater saß noch in seinem Pfarrhof auf Nordfjalter; und zwar gerade „noch“, denn er hatte schon seinen Abschied genommen. So konnte ich diesen letzten Monat ausnutzen, nicht nur um in aller Bequemlichkeit meinen Mühlentudien obzulegen, sondern um, in die Jugendumgebungen versetzt, so recht mit Haut und Haar in jene alte Stimmung unterzutauchen. Eine Enttäuschung erlebte ich freilich sofort: die Hälzmühle war eine Bodmühle und meine Handlung forderte gebieterisch eine Holländische Mühle. Nach einer solchen ist freilich nie weit auf den dänischen Inseln; aber mein schönes erstes (freilich ungeschriebenes) Kapitel ging flöten statt, wie beabsichtigt, den Kontrabass zu streichen. Nur der Name blieb mir zurück. Dafür war es dann wieder ein unerwartetes Glücksgeschenk, als ich ein Försterhaus als Gegenpunkt der Hälzmühle suchte und mein Vater mich an eine junge Försterfamilie wies, die der pietistischen Richtung der Inneren Mission angehörte. Gerade, was ich brauchte. Sofort angepannt und hingefahren. Und hier (Glücksgriff, wie ich wirklich war!) begegnete ich der Jenny, einer der wichtigsten Gestalten des Ganzen.

Aber wenn man auch begeistert aufnimmt, was einem ein gutes Glück in den Schoß wirft: noch mehr erfreut uns die ureigene Erfindung. Werde ich je den Abend vergessen, als sich Riß ganz uneingeschlagen einstellte und sich auf immer in meine Mühle eianstieß? Werde ich nicht ewig dem Kopfweh dankbar sein, das mich vor wenigen Monaten auf einen ganzen Tag im Bett hält, wo ich dann den unterhaltenden Besuch des Bäuerlein mit dem Kruggesicht erhielt?

Wer nun zu wissen wünscht, was das Bäuerlein mit dem Kruggesicht, Riß und Jenny sind, der möge mit diesen Figuren im Buch selbst Bekanntheit machen.

Aber hier höre ich einen Leser einwenden: „Sie wollten, mein Herr, mit diesem Buch vor fünfzehn Jahren Geld verdienen und nun sagen Sie, daß eine seiner Personen erst vor wenigen Monaten entstanden sei. Hier scheint, um mit Ihrem Drachen zu reden, irgendwo etwas irgendwie nicht zu stimmen.“ Ja; aber es scheint nur so. Die „Hälzmühle“ wurde wirklich vor fünfzehn Jahren geschrieben, zur Hälfte zuerst dänisch, zur Hälfte (und zwar gut wichtigeren und wuchtigeren Schlusshälfte) deutsch. Sie erschien zuerst, lädtig zusammengestrichen, in einer deutschen Tageszeitung und dann dänisch in Buchform. Als ich mich aber vor etwa einem Jahr anschickte, eine deutsche Buchausgabe zu veranstalten,

wollte mir die alte Form nicht mehr überall genügen und ich arbeitete einige Partien um; durch den neu hinzugekommenen Stoff wuchs der Umfang des Mühlenwerks um ein Viertel und durch das Einfügen einer ganzen Reihe kleiner Räder wurde das Mühlenwerk vervollkommen.

Dänemark ist das richtige Land für Windmühlen. Wenn wir in dem kleinen Inselreich etwas im Überschuss haben, dann ist es Wind. Wird die Hügelmühle auch deutsches Mehl mahlen? Das muß sich nun zeigen.

Dresden.

Carl Gjellerup.



Effektensteuern.

Syne die sonst übliche Begeisterung wurde der endgültig festgestellte Plan für die Reformierung der Reichsfinanzen von der Deutschen Reinigung verabschiedet. Man sah nur die unerträgliche Aufmachung, sah die Niederlage mancher parteipolitischen Dogmen; und kümmerte sich nicht um die nicht ganz unwichtige Thatstrophe, daß dem Ausland endlich nicht mehr das Schauspiel elenden Bettels gegeben zu werden brauchte. Ist es gar nicht der Rede wert, daß dem Reich 500 Millionen bewilligt wurden? Ueber als durch das (von allen Parteien gleich lebhaft betriebene) Heilschen könnte der geschäftliche Kredit des Reiches kaum erschüttert werden. Zuerst blies der Wind von der Linken gegen die Verbrauchssteuern; dann blies der Wind von der Rechten gegen die Börse. Wär handelte sich nur noch um den fünften Theil der Gesamtsteuern; da jedoch die Börse im Mittelpunkt der föderalistischen Angriffe stand, gewann die Aktion an weitgeschichtlicher Bedeutung. Im Anfang war das Wort. Und das lautete: „Wir sind nicht prinzipiell gegen eine Heranziehung des Börsenkapitals, verlangen aber einen vernünftigen Steuerplan.“ Am Schluß tönte es aus dem selben Winkel: „Die Effektenbesitzer sollen täglich daran erinnert werden, wie man mit ihnen umgesprungen ist.“ Thatsoche ist, daß von den Liberalen nicht ein einziger Vorschlag für die Besteuerung der Börse gemacht wurde. Wollte man den „schwarzblauen“ Experimenten entgehen, so durfte man sich nicht damit begnügen, ihre Unflucht nachzuweisen, sondern mußte Gegenvorschläge machen. Jetzt ist, fern von allen taktischen Rücksichten, ehrlich zu fragen, ob die neuen Wertpapiersteuern wirklich so schlimm sind, daß dem mobilen Kapital in Deutschland ernsthafte Gefahren drohen.

Die Notierungsteuer hatten die Verbündeten Regierungen (Anfang Juni) als „unannehbar und verderblich“ bezeichnet. Das war die Reaktion gegen die von den Konservativen ausgehende Wertzuwachssteuer auf Effekten, die ihren offiziellen Vorschlag dann in der Besteuerung der Cote fand. Was dagegen zu sagen war, ist hier gesagt worden. Man rechnete auf einen Ertrag von 50 Millionen. Zur Ergänzung der Notierungsteuer nahm die Finanzkommission eine Erhöhung des Effekten- und Umsatzstempels an. Das sollte zusammen 35 Millionen abwerfen, daß in Wertpapieren angelegte Kapital also im Ganzen 85 Millionen liefern. Im Plenum wurde von diesen Vorschlägen nur die Erhöhung des Effektenstempels (23½ Millionen) angenommen. Die Notierungsteuer verschwand und an ihrer Stelle erschien die Talonsteuer, von der man 27½ Millionen erwartet. Das wären nur noch

50 Millionen; 25 weniger, als zuerst verlangt wurde. Überlegen wir mal. Die Mitwirkung der Börse ist nicht a limine abgelehnt worden. Nun soll sie 50 Millionen aufbringen (eigentlich sogar nur 22 Millionen, da der Talonstempel sie nur indirekt trifft); und schon sieht man rauschende Trümmer, auf denen flagende Börsianer sitzen. Sieht der Untergang ihrer schönen Welt denn nun wirklich bevor?

Die Umfälle in Wertpapieren sollen auch künftig keinen Stempel tragen als bisher. Das Börsengeschäft selbst soll direkt nicht getroffen werden. Aber die Effektensteuer wird erhöht und neue Emissionen werden beträchtlich mehr kosten. Wer neue Aktien ausgibt, hat nun drei (statt zwei) Prozent am Stempelgebühr aufzubringen. Bei Pfandbriefen beträgt die Erhöhung 3, bei inländischen Schuldbuchverschreibungen 4 Promille. Da in der modernen Wirtschaft neues Betriebskapital vielfach durch die Ausgabe von Aktien und Schuldbuchverschreibungen verschafft wird, wäre eine die wirtschaftliche Entwicklung lähmende Krediterhöhung zu fürchten, wenn die Stempelerhöhung von einschneidender Wirkung wäre. Bankgeld ist teurer; und die Organisation des industriellen Kredits steht noch immer als unerledigter Gegenstand auf der Tagesordnung aller wirtschaftspolitischen Konferenzen. Also bleibt bei den Aktie und Obligation, deren Produktion man nicht über Gebühr erschweren sollte. Wenn die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft 26 Millionen Mark neue Aktien zum Kurs von 165 Prozent aussiebt, so hat sie heute dafür einen Stempel von 2 Prozent, also 860 000 Mark (auf den Kurswert von rund 43 Millionen zu zahlen). Künftig würde die Abgabe 3 Prozent (1,29 Millionen) betragen. Ein Plus von 430 000 Mark. Das ist nicht wenig; aber die Rentabilität des Unternehmens leidet nicht, weil die Kosten der Emission vom Agio abgezogen werden. Also würde nur die Summe, die dem Reservesonns zusiebt, um einen größeren Betrag als nach der heutigen gütigen Sittie verringert werden. Praktisch werden die neuen 430 000 Mark ihrem eigentlichen Zweck entzogen. Denn im Betrieb sollen nicht nur die 26 Millionen, sondern soll der volle Betrag, der aus der Emission erzielt wurde, arbeiten. Über die Anlage der Reserven giebt es für Aktiengesellschaften keine Vorschriften. Die Rücklagen sind eben so gut Betriebskapital wie die durch Aktien und Obligationen repräsentierten Summen; nur ziehen sie bei der Dividendenzahlung nachher nicht mit. Die Steigerung der Emissionskosten würde bei Unternehmungen, die neue Aktien mit einem Agio ausgeben können, nur geringe Bedeutung haben; man kann nicht einmal annehmen, daß der größeren Billigkeit wegen, in einzelnen Fällen Obligationen statt Aktien gewählt würden. Anders ist es bei Gesellschaften, die gezwungen sind, neue Papiere zum Zweck der Sanierung auszugeben. Da ist die Kostenfrage natürlich wichtig; und es kann vorkommen, daß ein Unternehmen im Lauf der Jahre an Aktienkapital ebenso viel verloren hat, wie es für Steuern und Stempelabgaben aufzubringen mußte.

Wo die schwachen Elemente nicht geschont werden, ähnelt schließlich jede Steuer einer Vermögenskonfiskation; aber die Rettung gefährdeten Kapitals wird nicht immer mit so begeisterter Hingabe betrieben wie gerade dann, wenn sich um neue Steuern handelt. Oft genug hängt die Sanierung einer französischen Gesellschaft nur von kleinen Konzessionen ab. Da wird aber gleich von Anfang an drauslosgeschlagen, nur damit der Krempel in Städte geht. Niemand denkt an Rücksicht auf das vom „Mittelstand“ vertretene Kapital; auf die Minoritäten, die oft dem Walten der Großaktionäre schutzlos preisgegeben sind. Am Wenigsten hämmern

sich die Leute darum, die jetzt plötzlich ihr Herz für den Aktiendruck aus dem „Mittelstand“ entdeckt haben. Hätte man nicht viel „mittelständisches“ Kapital retten können, wenn man die fiktive Entrüstung über die Wirtschaft bei den Spielhagenbanken und bei der Commerzbank auf ein vernünftiges Maß beschränkt hätte? So geht's aber immer: zuerst kommt das stolz aufgezäumte Prinzip und dann noch lange nicht die Rücksicht auf das gefährdeten und vielleicht noch zu rettende Geld. Die Erhöhung des Effektenstempels werbe, so fürchtet man, eine Absehung von der Aktiengesellschaft zu Gunsten der G. m. b. H. bewirken. Doch nur bei Gründungen, an denen die Aktie so wie so nichts verliert. Für große Unternehmungen, denen eine weitgehende Verheiligung des Kapitals gesucht wird, fanns nur die Form der Aktiengesellschaft geben. Schon weil der Mangel an Öffentlichkeit, der die G. m. b. H. „ausgleicht“, in allen nicht durch besondere, durch sachliche Gründe motivierten Fällen als ein Mafel empfunden und gebrandmarkt würde. Kein angesehenes Emissionshaus wäre wohl so thöricht, nur um am Stempel zu sparen, sich für die G. m. b. H. zu entscheiden. Die Erhöhung des Effektenstempels ist am liebsten unerfreulich. Ihre Wirkung wird schlecht rentablen und mangelhaft ausgestatteten Gesellschaften fühlbarer sein als gesunden Unternehmungen. Schlimm wäre es, wenn einzelnen Gesellschaften die Existenz dadurch erschwert würde, daß die erhöhten Kosten neuer Emissionen die Rentabilität auf Null reduzieren. Das wird aber wohl nicht allzu oft geschehen. Sind alle anderen Voraussetzungen für die Erhaltung einer Gesellschaft gegeben, so wird sie sicher nicht an dem erhöhten Effektenstempel zu Grunde gehen. Gar so fürchterlich ist die Sache also nicht. Wer sinno ira et studio urtheilt, kann zu keinem anderen Ergebnis gelangen.

Leider den Effektenstempel wurde nicht so viel geredet wie über die Talontaxe. Sie war „das Neue“. Der Erfolg für die Rotirungsteuer. Dadurch von vorn herein verdächtig. Leider präsentierte sich der Antrag in puris naturalibus. Ohne jede Ausklärung über die Art, wie die Steuer aufgebracht werden und wer sie tragen sollte. Man sagte einfach, daß bei der Erneuerung der Dividenden- oder Binscheinbogen ein Stempel, in verschiedener Höhe, zu entrichten sei. In dieser ganz unbestimmten Fassung wurde die Vorlage Gesetz; Alles hängt nun von den Ausführungsbestimmungen ab. Der Steuergedanke selbst ist nicht schwer zu verstehen. Den Wertpapieren sind Coupons oder Dividendencheine nur für eine bestimmte Zeitdauer beigegeben. Wenn sie verbraucht sind, müssen sie erneuert werden. Diesem Zweck dienen die Talons, Binsleisten, Erneuerungsscheine. Sie berechtigen zum Bezug des neuen Couponbogens. Bei der Erneuerung werden sie eingereicht; und dieser Aft soll durch den Aufdruck eines Stempels dem Steuerschlüssel nutzbar gemacht werden. Im ersten Jahr über diese Steuer wurde erklärt: „Das ist eine verkappte Rotirungsteuer.“ In Wahrheit besteht nur die eine Neinlichkeit zwischen den zwei Repräsentanten eines „verfluchten“ Geschlechts, daß beide den Wertpapierbesitz treffen. Im Übrigen unterscheiden sie sich durch die Höhe der Steuersätze und den Turnus der Steuererhebung. Die Rotirungsteuer nahm den Aktien, die zum Terminhandel zugelassen sind, Jahr vor Jahr 3 oder 4 Pro-mille vom Kurswert; der Talonstempel kostet im selben Fall 1 Prozent alle zehn Jahre (die Talons sind gewöhnlich nach zehn Jahren zu präsentieren) oder 1 Pro-mille im Jahr. Eine Gesellschaft mit 100 Millionen Aktienkapital hätte, wenn der abgabepflichtige Durchschnittskurs ihrer Aktien 200 Prozent wäre, für die Cote in

jedem Jahr 600 000 Mark Steuer zu zahlen gehabt; bei der Erneuerung der Dividendenbogen sind 1 Million Mark für zehn Jahre, also 100 000 Mark im Jahr, zu zahlen. Hier 1 Promille, dort 6 Promille des Aktienkapitals. Das ist doch wohl nicht ganz das Selbe. Für inländische Kommunal- und Grundstreditobligationen kostet der neue Stempel 2 Promille (die Notierungsteuer hätte 5 Promille im Jahr, also daß Fünfundzwanzigfache des Talonstempels, betragen) oder 20 Pfennige im Jahr. Das ist zunächst einmal der Thatbestand.

Ist anzunehmen, daß eine Pfandbriefbank unter einer solchen Abgabe leiden würde? Über daß der Besitzer eines Hypothekenpfandbriefes arg getrennt wird, wenn er in einem Jahr mal 2 Mark Stempelgebühr auf jedes Stück von 1000 Mark zu erlegen hat? Man darf doch die ganz kleinen Kapitalisten, die 5 oder 6 Pfandbriefe haben und nun im Jahr der Erneuerung der Couponbogen 10 oder 12 Mark von den 200 oder 240 Mark Binsen hergeben müssen, nicht zur Norm für die Beurtheilung der Steuerwirkung nehmen. Thut man Das aber, so muß man konsequent bleiben und darf nachher nicht mit „allgemein wirtschaftlichen Gesichtspunkten“ antreten. Die Hypothekenbanken, heißt es, würde die Talonsteuer besonders schwer beladen. Dabei ist noch nicht einmal ausgemacht, ob sie den Stempel selbst übernehmen oder den Obligationären „überlassen“. Die Pfandbriefinstitute brauchen ja nicht anders zu verfahren als die Aktiengesellschaften. Der Aktionär ist Mit-eigentümer der Gesellschaft, der Obligationär Gläubiger. Der Eine verfügt über einen Anteil am Gesellschaftsvermögen, der Andere über einen Schuldchein. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung könnte man die Nothwendigkeit getrennter Verhandlung bei der Talonsteuer folgern; ist der Obligationär aber nicht eben so Besitzer eines Wertpapiers wie der Aktionär? Die Schuldbverschreibung repräsentiert einen bestimmten Kapitalwert mit fester Rinsverpflichtung. Diese beiden, die Qualität-des-Papiers bestimmenden Eigenschaften sind hier nahezu stabil, während sie bei der Aktie in labilem Zustand sind. Der Pfandbriefbesitzer und Obligationär ist also ein mindestens so leistungsfähiger Steuerträger wie der Aktionär. Sub specie des Talons natürlich. Wenn die Hypothekenbanken diese Steuer selbst übernehmen, so statuieren sie damit einen vom Gesetzgeber nicht gewollten oder über die Tendenz der „Besitzersteuern“ hinausgehenden Unterschied zwischen festverzinslichen und Dividende bringenden Effekten. Der Hypothekenbankaktionär hätte nämlich den Talonstempel doppelt zu tragen, während der Obligationär frei ausgeinge. Wer führt den Grundsatz einer allgemeinen Besteuerung des Besitzes eintritt (und Das haben die Gegner des Talonstempels laut genug gethan), darf die Vorzugung des Pfandbriefes nicht wollen. Freilich wird die Rücksicht auf den Realkredit und den Hypothekenginzess im Grundstücksgeschäft geltend gemacht. Träte hier wirklich eine Besteuerung ein, wenn der einzelne Obligationär der Steuerträger wäre? Man argumentiert so: Im Jahr der Erneuerung der Couponbogen verläuft der Pfandbriefbesitzer, um den Stempel nicht zahlen zu müssen; die Bank ist also gezwungen, Pfandbriefe aufzunehmen, und beeinträchtigt dadurch ihre Liquidität und die Möglichkeit, den Grundstücksmarkt durch Gewährung von Hypotheken zu unterstützen. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Erneuerung des Talons jedesmal auf den Pfandbriefmarkt wirkt. Jede Ingerenz dieser Art läßt sich aber vermeiden, wenn bei der Verrechnung des Talonstempels dafür gesorgt wird, daß ihn nicht eine Besitzerchaft allein auf sich zu nehmen hat, sondern daß beim Neben-

gang des Papiers dem neuen Besitzer der Rest der Steuer übertragen wird. Hat A am ersten Juli 1900 für einen Pfandbrief 2 Mark Talonsteuer bezahlt und verlässt das Stück am ersten Oktober 1910, so ist ihm bei der Zeit vom ersten Oktober 1910 bis zum ersten Juli 1919 (dem Termin der nächsten Erneuerung des Couponbogens) vorausbezahlt die Steuerbeitrag vom Käufer zu übertragen. Und B macht mit C eben so. Dann würde nie eine Gruppe von Obligationären zu Gunsten einer anderen belastet. Und so könnte es dabei bleiben, daß die Hypothekenbanken, mit Rücksicht auf ihre Aktionäre, den Talonstempel den Pfandbriefbesitzern übertragen. Da die Summe der Pfandbriefe, die bei der einzelnen Bank im Umlauf sind, ein Vielfaches des Aktienkapitals ausmacht, würde die Einstellung des für die Talonsteuer erforderlichen Betrages in die Bilanz schon außerkontrolliert als eine schwere Belastung der Aktionäre wirken. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, das größte deutsche Pfandbriefinstitut, hatte Ende 1908 einen Obligationenumlauf von 984 Millionen bei 54 Millionen Aktienkapital. Der Talonstempel auf die Schulverschreibungen würde im Durchschnitt des Jahres 190-800 Mark betragen, während die Aktien 54 000 Mark zu zahlen hätten. Beide Beträge sind an sich nicht groß; aber die Aktionäre hätten doch das beinahe Vierfache ihrer eigenen Steuerleistung zu übernehmen, wenn sie auch für den Talonstempel der Pfandbriefe aufzukommen hätten. Selbst wenn die Gesellschaften aber die Abgabe tragen, kommt als erleichterndes Moment in Betracht, daß die Erneuerung der Talons nicht in einem Jahr für das ganze Kapital notwendig ist. Im übrigen haben schon manche Gesellschaften, deren Erneuerungsbogen vor dem ersten August eingereicht sein müssen, klipp und klar gefragt, daß die Aktionäre den Stempel zu tragen haben, wenn sie nicht die Talons eintreihen, bevor das Gesetz in Kraft tritt.

Andere Gesellschaften haben durch die schnelle Erklärung, sie würden die Steuer selbst tragen, im Kreis der Berufsgenossen Vergleich erregt. Das ist ein schlechtes Beispiel, sagt man; und fürchtet, die Konsequenz werde die Verfolgung sein, daß die Gesellschaften die Talonsteuer nicht abwälzen dürfen. Alles hängt von den Ausführungsbestimmungen ab. Da kann Herr Bermuth fröhlich eine Probe seines Könnens auf dem neuen Gebiet liefern. Nicht über die Summe wird gestritten, sondern über den Modus der Erhebung; insbesondere darüber, daß der große Betrag (alle zehn Jahre) auf ein Brett gezahlt werden soll. Darüber ließe sich doch am Ende auch heute noch reden. Ich glaube nicht, daß selbst die Herren von Heydebrand und Rosalie der Absicht widerstreben würden, mit verständigen Finanzleuten die dem soliden Gesellschaften unschädlichste Art dieser Steuererhebung in aller Ruhe zu erörtern.

Eben so unsichtig wie die Steuervorlage war das Urtheil über ihre Wirkungen. Die meisten Kritiker haben weit über das Ziel hinausgeschossen. Sehr niedlich hat sich ein Berliner Börsenblatt aus der Affaire gezogen. „Um nicht direkt zu sagen, es sei ganz damit einverstanden, daß das Publikum die Stempelkosten trage, wenn nur die Gesellschaften geschont werden“, erklärt es: Das Publikum muß die Steuer übernehmen, „damit ihm dann ein vor Augen gehalten wird, in welcher schändlichen Weise es geschädigt und geplagt werde“. So muß man machen, um den praktischen Zweck einer Steuer ins richtige Licht zu rücken. Eins aber ist sicher: an maßlosen Überreibungen ist in diesen Wochen so viel geleistet worden, daß die wirtschaftlichen Folgen der Talonsteuer nur noch angenehme Überraschungen bringen können. Laßt.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulricus.
Reichsbank-Giro-Konto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI

Sie haben es nicht meug, sich über unpassendes oder teures Schuhwerk zu ärgern. Kaufen Sie Salamander-Stiefel, dann werden Ihre Füsse zufrieden sein und Ihr Geldbeutel geschont. — Fordern Sie Musterbuch H.



SALAMANDER

Schuhe, m., b., H.

Einheitspreis . . . M. 12,50
Luxus-Ausführung M. 16,50

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 182.
Stuttgart — Wien I — Zürich.

Nur in "Salamander"-Verkaufsstellen zu haben.

Grand Hotel de Rome

Eröffnet 1909

Leipzig.

Bes. Adolf Schlinke

— Haus allerersten Ranges —

Warm u. Kalt Wasser in allen Schlafzimmern. — Appartements u. Einzelzimmer mit Bad.

Ludwig Katz, Berlin

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- und Damen-Moden.



Prof. Dr. Schleich's

hygienische und kosmetische Präparate.
Zur Haut- u. Schönheitspflege unübertrefflich.
Für die Kinderstube unentbehrlich.

Wachspasta Dose von Mk. 1,30 an.

Wachspasta-Seife per Stück Mk. 1.—
Haushaltungspackung 6 Stück Mk. 2,70

Kosmet. Hautcrème Tube 60 Pl. u. 1.— M.

Wachsmarmor-Seife

½ Kilo 80 Pl., 1 Kilo Mk. 1,50 und Mk. 1,75.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Berliner-Theater-Anzeigen**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.

In Szene gesetzt vom Dir. Rich. Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin

— Elegantes Familien-Restaurant. —
Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
— Treffpunkt der vornehmen Welt —
Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Geschäftliche Mitteilungen.

Schwarzburg i. Thür. 265 bis 385 Meter hoch, in einem windgeschützten, waldigen Hiesende, auch im Sommer wasserreiche Schwarzburg ein klares, reines Gebirgswasser, bringt auch an den heißesten Tagen angenehme Frische. Die 600 bis 700 m hohen Berge, mit ihren meilenlangen Wäldern, sichern dem Orte ein sehr beständiges Klima ohne grössere oder schnelle Schwankungen der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit. Die landschaftliche Lage ist unbestritten eine der schönsten Deutschlands und bietet eine seelische Fülle abwechselungsreicher Spaziergänge und Wanderungen. Schwarzburg hat einen anerkannten Ruf als Nachkurstort nach anstrengenden Badekuren (Kissingen, Karlsbad, Wiesbaden, Naumburg, Salzburg usw.) und wird ärztlich empfohlen. Ausflüsse und Spaziergänge sind außerordentlich zahlreich und von mannigfacher Schönheit. Der Ort hat Tiefkanalisation, Hochdruckwasserleitung und elektrische Beleuchtung. Das Hotel „Weisser Hirsch“ und seine drei Villen bieten eine grosse Auswahl Wohnungen und Einzelzimmer in bester, bequemer Ausstattung zu massigen Preisen, Parterre, Spielplätze, Balkone und Terrassen, Dampfwäscherei, elektrisches Licht, alle Arten Bäder. Nicht nur für Sommerfrischler bietet das Haus mit seinen Villen bequemste Unterkunft in jeder Preisstufe, auch der Wanderer findet im „Weissen Hirsch“ preiswerte Verpflegung und Wohnung. Alle näheren Auskünfte durch das Hotel „Weisser Hirsch“.

Nordlandfahrt der Hamburg-Amerika-Linie. Der auf einer Vergnügungs-Norden befindliche Dampfer „Oceania“, der am 4. Juli Hamburg verliess, um der alten schottischen Königsstadt Edinburgh an der Ostküste Schottlands, den weltberühmten Orkney- und Faröer Inseln, der Insel Island, diesem sagenumwobenen Eiland mit seinen gewaltigen Vulkanen, sowie den malerischen Schneegebirgen Spitzbergens einen Besuch abzustatten, hat bisher, wie der Kapitän des Dampfers telegraphisch mitteilt, eine herrliche von sehr schönem Wetter begünstigte Reise gehabt. Der Dampfer wird heute in Spitzbergen erwartet. Dann geht die Reise zurück nach dem Nordkap und entlang der norwegischen Küste mit Ihren schönen Fjorden und schneedeckten Bergen. Die schönsten Punkte werden während dieser Fahrt besucht und der Dampfer durchläuft dabei eine Anzahl der reizenden Fjorde. Die „Oceania“ wird am 28. Juli zurückkehren, um am 1. August eine zweite ähnliche Vergnügungsfahrt nach Schottland, Island und Norwegen anzutreten.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.



INTERNATIONALE PHOTOGRAPHISCHE AUSSTELLUNG

DRESDEN 1909**Ausstellungspalast * Mai-Oktober**

Kunst- und wissenschaftliche Photographie. Reproduktionstechnik. Industrie. Sonderausstellung für Länder- und Völkerkunde. Sternwarte und Kornische Fernphotographie in Betrieb. Brieftauben-Photographie. Vorführungen für Belehrung und Unterhaltung. Vergnügungspark. Tombola.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neu erbauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge“

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend

Carl Graeger Sekt
HOCHHEIM & M.



JLA Frankfurt a. M.

10. Juli — 10. Oktober.

Erste Experimental-Ausstellung
für alle Gebiete der Luftschiffahrt.

Fünf Motorballons im Betriebe
Zeppelin, 2 Parsevals u. s. w.

Alle Flugmaschinen-Systeme auf
grossem Flugfelde vorgeführt.

Täglich Passagierfahrten in Motor und
Freiballons.

Täglich Wettbewerbe,
200 000 Mk. Preise.

Sonderausstellungen des Auslandes.



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöff. tägl. 9–7 Uhr.

Eintritt 1 M.



Ausstellung

v. Wohnungseinrichtungen u. Erzeugnissen der Berliner
Holz-Industrie in den Ausstellungshallen am Zoo.

Geöffnet
10—8 Uhr

Eintritt
1 Mark

Täglich
Konzert

Literarische Anzeigen.

1
MK1
MK

FISCHERS BIBLIOTHEK

ZEITGENÖSSISCHER ROMANE

Soeben erschien Band 10/11:

L u s t

Roman von

Gabriele d'Annunzio

**Wertvolle moderne Romane
unserer besten Autoren
Jeden Monat 1 Band gebunden**

geheftet 80 Pf.

1
MK

geheftet 80 Pf.

Hochinteressant!!
Über Rousseau's
Verbindung
mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.

Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit ge-
schrieben, wie sie den intimsten Schriften des
18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen
so pikanten Reiz verleihen. Aushöhlende
Prospekte u. Verzeichnisse über Kultur-
und Sittengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W.30r.
Asehaffenburger-Strasse 16 L

• : Autoren : •

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im
eigensten Interesse die Konditionen des alten
bewährten Buchverlags sub. Z. J. 86. bei
Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Gelegenheitskäufe
für Bibliophilen

bestehend aus Luxusausgaben, Privat-
drucken etc. billig zu verkaufen. Gefl.
Zuschrift, unt. R. Z. a. d. Exp. d. Zukunft,

Ihr Charakter,
Geist, Gefühl w. nach Ihr. Schrift brucht. Einzell. günst. Einfluss,
Psych. Wissen. Vertrauens-Spez. nur für Gebild. seit 1890! Noth. obl.
Prosp. gratis. P. Paul Liebe, Psychologe, Augsburg L. Z. Foch

Schriftstellern

bietet rühriger Verlag mit aufstrebender
Tendenz, Publikationsmöglichkeit. An-
fragen mit Rückporto unter L. E. 4166,
an Rudolf Mosse, Leipzig.

Gegen den Krieg

Der Zug Roschdestvenskis gegen Japan künstlerisch dargestellt



A. H. v. KOHL. Im Palast der Mikroben
38 Bde. M. 10.50, geb. 12.75
In allen Buchhandlungen

Haupt & Hammon, Leipzig.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 6.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns im Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbüro (Curt Wigand).

Ungewissheit und Angst

erörtert Dr. A. Daiber in dem Buche „Elf Jahre Freimaurer“, 82 S. Gegen Einsendung von M 1.10 franko von Strocker & Schröder, Stuttgart-B. 24.

In weitesten Kreisen bekannter Verlag

kaufst schnellst. u. bringt in geschmackvoll. Ausstattg. mit Erfolg Romane, Novellen, Gedichte heraus, trägt e. Teil d. Kosten. Coulante Zahlungsbeding. Zuschr. E. K. 56. Berlin W. 110.

Christentum und Kirche

in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

von Carl Jentsch.

VIII und 736 Seiten 8°. Preis broschiert 10 Mk.

Verlag von E. Haberland in Leipzig. 1909.

Dr. Freiherr v. Flöckher im der „Neuen Revue“: „Die tiefgründige Frage, ob der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben kann, erörtert Carl Jentsch in meisterhafter Weise. Es ist ein Standardwerk, das uns Deutschen lange gefehlt hat und das für jede Hausbibliothek angebracht werden sollte.“

Dr. Albrecht Wirth im „Tag“: „Eine neue Kulturgeschichte! Nicht weniger ist nämlich das grosse Werk, das jüngst Carl Jentsch dem Deutschen geschenkt hat. Ein Werk von grossem Wert und seitener Freiheit.“

Professor Dr. Johannes Reinke beklagt im „Tägner“, dass berühmte Geschichtswerke über den Einfluss des Christentums auf die Kulturentwicklung keine Auskunft geben, und führt fort: „Diesem Mangel wird abgeholfen durch das höchst interessante Buch von Carl Jentsch, das in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen sollte. Trotz rücksichtsloser Geisselung ihrer Fehler und Irrtümer zeigt sich Jentsch doch von Achtung, ja von Liebe zu seiner Kirche erfüllt. Wenn es einerseits für uns Protestanten lehrreich ist, die Zustände unserer Konfession durch einen freiläufigen Katholiken beleuchtet zu sehen, so werden vermutlich alle protestantischen Leser mir zusimmen, dass Jentsch dem Protestantismus nicht ganz gerecht wird. Damit soll aber der größten Anerkennung für das verdienstvolle Buch kein Abbruch geschehen, und gerade protestantischen Lesern sei es warm empfohlen.“

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

nach wie vor
Zehlendorf bei Berlin (Wannseebahn)
 (Heilmethode Dr. Lahmann)
 2 Aerzte. Leitender Arzt: Dr. Hergens.
 Prospekte durch die Verwaltung.

Schockenthal bei Cassel
 Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschützt. Lage: Zeitig. Frühling, mäßig. Sommerzeit. Prospekt gratis. M. 100 bei Land. **Dr. Schaumüffel.**

Dr. Möller's Sanatorium
 Broitz. nr. Dresden-Loschwitz. Preis: M.
 Diätet. Kuren nach Schroth.

Harzburger Jungborn!

Or. Luftparks mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerüst. Anerkannt vorzügl. Verpf. fa. Ref. b. d. höchst. Kreisen. **G. Haecke** in Sophiehöhe, 2 km von Bad Harzburg.

Jeder deutsche Arzt

wird bestätigen, dass Gicht, Arterienverkalkung, Magen- und Darmleiden, Verstopfung, Leber- und Nierenleiden zuverlässig durch die Trinkkur mit der isotoni schen Virchow-Quelle geheilt werden. Aerztliche Gutachten gratis und franko durch Versand-Kontor Eltville Z. 30 Flaschen M. 18. — frachtfrei, Nachnahme.

Bilz'
Sanatorium
Dresden-
Radebeul



3 Ärzte

Gute Heilerfolge. Prospekte frei

Bad

Mit. Führer, Wohnungsbuch
 mit allen Preisen, Brunnen-
 broschire frei durch
 Herzogl. Badekommissariat
 Kurzeit 15. Mai bis 15. Oktober.

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt **Kredos** heilige
 Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze;
 Genesung!

Harzburg.

Westerland
25000 Besucher •
Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. Prospekte kostengünstig durch die Bade-
 direktion Westerland u. durch alle Reisebüros u. Eisenbahnauskunftstellen.



Chiemsee-Sanatorium
bei Prien — Tour —
München-Salzburg.
Hans I. Bangs f. physik.-diät. Kuren,
Nerv., Franae-, u. Stoffwechselkrankheiten.
Spezialbehandl. v. Krankh. d. Atmungs-
organe, Asthma (auch Tubercolose).
Auch f. Erholungsbed. u. z. Wasserkur!
Hier, Lage am Wald-, See- u. Hochgeb.
Moderne Bade- u. elektr. Einrichtg. Luft-,
Sonnen- u. Saubäder. Inhalationen. Lehmann Blät. Dir. Arzt Dr. Duttrich.
Prospekte frei.

Sanatorium VON ZIMMERMANNSCHE STIFTUNG Chemnitz.

Dikt. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung, Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskränke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt Dr. Loebell.

Allen Krebs-, Leber- etc. Leidenden zum Troste erschien im unter-
zeichneten Verlage.

Innere Heilkunst

von prakt. Arzt E. Schlegel.

Wichtig für Magen-, Leber- und Gallensteinleidende, bei Hämorroiden, innerem und äußerem Geschwülsten, Neubildungen und Wucherungen, oder wo man aus anderen Gründen einer Blutreinigung bedarf.

Prospekt gratis u. franko durch Verlag Rosenzweig, Berlin-Halensee No. 123.

Zwei führende Hotels der Gegenwart

BERLIN

Hotel Der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 10 Mark an



Engelhardt's Chasalla- Stiefel

D. R.-Patente Nr. 165 545, 179 971,
196 721. — Viele Auslandspatente.

Zur Reise

Chasalla - Sandalen
 - Sportschuhe
 und - Stiefel
Chasalla - Turnschuhe
 - Tennisschuhe
 und - Stiefel
Chasalla - Bergstiefel
 - Jagdstiefel

denn sie verbürgen den Vollgenuss der Erholung. — Erhältlich nur bei

Chasalla

Schuhgesellschaft m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19

C., König - Strasse 22 - 24

W., Tauentzien-Strasse 19

Ges. geschätzt. Verlangen Sie gratis Broschüre P

Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.

Gegründet 1886. Aktienkapital u. Reserven ca. 40000000 M. Telegr.-Adr.: **Frankf.**
Filialen: Dessau, Eisenach, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langensalza, Mühlhausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Torgau, Weimar. Wernigerode a. H. - Zweig-
niederlassungen: Aken a. E., Bismarck i. A., Burg k. M., Calbe a. S., Egeln, Elsenburg,
Finsterwalde N.-L., Frankenhausen, Gardelegen, Genthin, Helmstedt, Hermsdorf, Hirschberg, Neu-
haldensleben, Oschersleben, Osterburg, Osterwitz, Petersberg, Quedlinburg, Schenbeck a. E., Sanders-
hausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. H., Wittenberg (Bz. Halle), Wittenberg (Bzg. Potsdam).
Kommandit in Aschersleben: Ascherslebener Bank, Gersen, Kohen & Co. (Comm.-Ges.).

Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Befreit

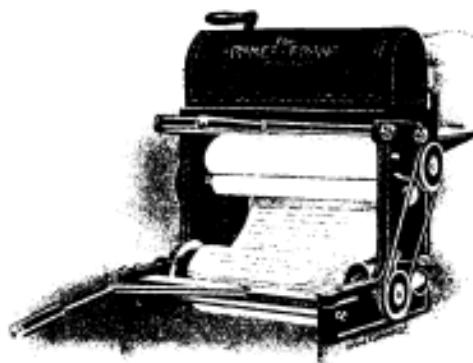
wird man von allen Hautunreinigkeiten und Hautauschlägen, wie Mittesser, Fingern, Flecken, Gesichtspidibel, Hauteute, Pusteln, Blätchen usw. durch täglichen Gebrauch von

Steckenpferd - Teerschwefel - Seife
mit Schuhmarke "Steckenpferd" von Bergmann & Co., Radebeul.
Bestes Mittel gegen Kopfschuppen, und gegen Haarausfall.
1 Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

RONEO

Kopiermaschine

Ohne Wasser



Beseitigt vollständig die wohlbekannten Ubelstände,
welche beim Wasser-Kopier-System existieren.

Verlangen Sie kostenlose Probe.

RONEO Ges. m. b. H.

32 Koch-Str. BERLIN SW. 68 Koch-Str. 32

TELEPHON: Amt IV, No. 10536, 10537.

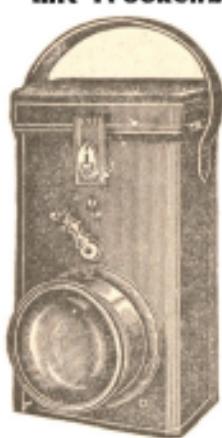
„KANZLER“

beste deutsche Schnell-Schreibmaschine
Trägerin der Meisterschaft von Deutschland

(errungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen! **1 Grand Prix!**
16 Anschläge pro Sekunde! * 20 Durchschläge auf einmal! * Garantierte Zeilengeradeheit!
= Kein Verklappen der Hebel!! =
Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

"Ferabin"-Handlampen mit Trockenbatterien



D. R. P.
und D. R. G. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden
ununterbrochen

It. Prüfungsschein
des Physikal.
Staatslaboratorium
in Hamburg.

Prospekt franko!

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE

von einfacher, aber
solider Arbeit bis zur hoch-
feinsten Ausführung sowie
sämtliche Reise- und Artikel zu
sehr billigen Preisen. Appa-
rate von M. 4.— bis M. 68.—
Dasselbe. Preisliste 5 kostetlos.

Chr.Tauber.Wiesbaden Z



Ehe- schließungen England
rechtsgültige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pf.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Am Pl. 8133
Am Pl. 8133

Siedrung & Belgard

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.

Salon eleganter Pariser Toiletten

— KALASIRIS —

Leibbinde für Kranke! Korsettersatz für Gesunde!
Epochemachende Neuheit. Patentierte in allen Kulturstaaten.

Beste Leibbinde für Kranke aller Art.

Einige, ohne Schenkelriemen, Trag- und Strumpfbländer unverrückbar fest sitzende Leibbinde und Leibstütze, insbesondere für Unterleibskranke, an Wanderniere und Bauchbeulchen Leidende. Spezial-Modell für Schwangere und Magenleidende. Von zahlreichen ärztlichen Autoritäten als vorzüglich anerkannt.

Man verlange kostenlos illustrierte Broschüre und Auskunft von

Kalasiris G. m. b. H., Bonn am Rhein.

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal.



Violinen

nach alten Meistermod., Bratschen, Celli, Mandolinen, Gitarren geg. ger.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr. Violin-Katalog gratis u. frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157

Schreibmaschinen

mit allen Vervollkommenungen, für Bureau- und Privatzwecke gegen

Monatsraten

von 10 Mk. an. Illustr. Schreibmaschinen - Katalog gratis und frei.

Bial & Freund

Breslau 157

Waffen

Doppelflint., Drillinge, Scheibenbüchs., Revolver usw. geg. bequeme

Monatsraten

v. 2 Mk. an. Ill. Waffen-Katalog gratis und frei. Fachmännisch. Leitung.

Bial & Freund

Breslau 157



Photogr. Apparate

Stativ- u. Handkameras neueste Typen zu bill. Preisen gegen bequem.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr. Kamera-Katalog gratis u. frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157

Goerz' Trieder-Binocles

für Reise, Sport, Jagd, Theater, Militär, Marine usw. gegen bequeme

Monatsraten

Andere Gläsern: bester Paris. Opt. zu all. Preis. Ill. Gläserkatalog. gr.u.fr.

Bial & Freund

Breslau 157

Gramophone

und Schallplatten, nur prima Fabrikate, Automaten usw. gegen ger.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr. Grammophon - Katalog gratis u. fr. Postk. genügt.

Bial & Freund

Breslau 157

MORPHIUM

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prospekt frei. Zwanglos. Entwöhnen v.

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

ALKOHOL

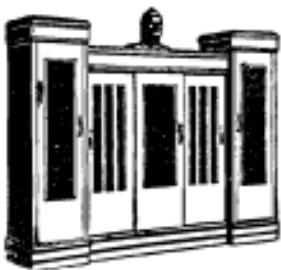
Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken
Drogerien.

Moderne Erdmannsdorfer Möbel:

für Büro und Herrenzimmer

Man verlange Kataloge:

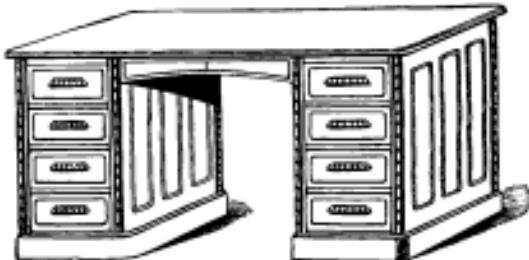
- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel



BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37. nur Hausvogteiplatz 12

**A. Heinemann & Co.**

Fabrik moderner Büromöbel

BERLIN SW., Wilhelmstr. 106. Fernruf I, 7040.



Ostertag
Über 25000 Kassen
geliefert.

Ostertag-Werke A.G.
Berlin SW. Friedrichstr. 43
an der Kochstr.

Mal-Kah

Cigaretten-Spezialitäten
Yaxxo, Golden-Eve, Club.

BERGRECHT.

Gestützt auf gründliches Spezial-Studium dieses besonderen Rechtsgebietes und langjährige praktische Erfahrungen auf demselben gestattet sich allen Interessenten zur Beratung und Vertretung in sämtlichen einschlägigen Fragen und Fällen zu empfehlen

Paul Ubbelohde, Syndikus, **FRIEDENAU**, Kaiserallee 137.
FERNSPRECHER: Friedenau 418.



D-Züge
Berlin-München
bis

Rudolstadt

Wegen Wagentafel
(1½ Stunden) durch
das Schwarzwatal
dauert:

Huebler,
Schwarzbürg

NÄTURLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger Optik renommierter optischer Firmen zu Original-Preisen.
Niedrigste Schnelllades-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
ohne jede Proferhaltung.
Binocles und **Ferngläser**.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)

Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

• Hetaera-Krema•

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pf.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (z. Wundseide) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Sommeraufenthalt.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10,- ab.

„Sanatorium

Zackental“

(Camphausen)

Reihenlinie Warmbrunn-Schreiberbau-T4-T1.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neuroasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Heunungs- u. Erholungskuren.

für Erholungssuchende, Wintersport.

Nach allen Erkrankungensharten der Klima eingeeignet. Windgeschützte, nebelfreie, mädelholzreiche Hügellage.

Seehöhe 650 m. Ganzes Jahr besuchbares die Administration in

Berlin SW., Mückernstrasse 115.

Inseraten-, „Die Zukunft“ durch Annahme für die Anzeigenverwaltung Alfred Weinert, Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a, Fernspr. WI. 567 sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditio-

Für die Reise:



Garderoben-Koffer

Kupee-Koffer

Reise-Koffer

Handtaschen

Rucksäcke

Herren- und
Damen-Plaids

Plaid- und
Garderobe-Hüllen

Reisekörbe

Elegante Damen-
Staubmäntel

Moderne
Schuhwaren

in grösster Aus-
wahl zu
billigsten Preisen

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a